

Symbolische Grenzziehungen und subjektorientierte Sozialstrukturanalyse

Eine empirische Untersuchung aus einer Mixed-Methods-Perspektive

Symbolic Boundaries and Subjective Approaches to Stratification An Empirical Investigation from a Mixed-Methods Perspective

Patrick Sachweh*

Goethe-Universität Frankfurt am Main, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Robert-Mayer-Str. 5,
60054 Frankfurt am Main, Germany
sachweh@soz.uni-frankfurt.de

Zusammenfassung: Subjektorientierte Ansätze der Sozialstrukturanalyse wie die Milieu- und Lebensstilforschung beanspruchen, subjektiv bedeutsame Anker der sozialen Identifikation zu erfassen. Der Beitrag argumentiert, dass sie diesen Anspruch nur unvollständig einlösen und schlägt das Konzept der „symbolischen Grenzziehungen“ als ergänzenden Ansatz vor. Anhand von ALLBUS-Daten und qualitativen Interviews werden lebensweltliche Identifikations- und Abgrenzungsprozesse empirisch untersucht und drei Arten symbolischer Grenzziehungen – sozioökonomische, kulturelle und moralische – in der deutschen Sozialstruktur nachgezeichnet. Während sich höhere Schichten anhand ihrer sozioökonomischen Lage und ihrer kulturellen Praktiken definieren, verweisen niedrigere Schichten auf solidarische Moralvorstellungen. Diese Selbstdefinitionen dienen zugleich der Abgrenzung, indem anderen die sich selbst zugeschriebenen Eigenschaften abgesprochen werden. Die Ergebnisse illustrieren die Mehrdimensionalität und Schichtspezifik sozialer Identifikationsprozesse und lassen sich mit sozialpsychologischen Theorien sozialer Identität erklären.

Schlagnote: Identität; Lebensstil; Milieu; Mixed-Methods; Schicht; Sozialstruktur; Symbolische Grenzziehungen; ALLBUS.

Summary: Research on lifestyles and social milieus aims at identifying the markers of social identity which actors themselves deem relevant. This contribution argues that it does so only incompletely and proposes the concept of “symbolic boundaries” as an additional approach. Studying processes of social identification and demarcation with survey data and qualitative interviews, three kinds of symbolic boundaries – socioeconomic, cultural, and moral – emerge within German social structure. While higher social classes identify themselves on the basis of their economic and cultural resources, lower social classes stress solidaristic moral values. These self-definitions are also used to differentiate between groups, where one group denies others the positive attributes it ascribes to itself. Processes of social identifications are thus multi-dimensional and class-specific and can be explained by social psychological theories.

Keywords: Identity; Class; Lifestyle; Milieu; Mixed Methods; Social Structure; Symbolic Boundaries; ALLBUS.

1. Einleitung

Mit der Etablierung der Milieu- und Lebensstilforschung in der Sozialstrukturanalyse ist oft die Vorstellung eines Perspektivenwechsels von einer strukturzentrierten hin zu einer subjektorientierten Sicht

auf die Ungleichheitsstruktur verbunden (Hradil 2001a: 277f.; Müller-Schneider 2000; Schulze 1992: 337). In dieser Perspektive haben subjektive Orientierungen der Akteure eine größere Bedeutung als dies bei traditionellen Klassen- oder Schichtansätzen der Fall ist (Hradil 1987; Schulze 1992): So fasst die Milieuforschung Menschen mit ähnlichen Mentalitäten, Wertorientierungen und politischen Einstellungen zu sozialen Milieus zusammen (Hradil 1987; SINUS 1983; Vester et al. 2001; Zerger 2000), während die Lebensstilforschung Freizeitaktivitäten, Konsummuster und kulturelle Präferenzen als Kriterien der Bildung von Lebensstilgruppen verwendet (Müller 1989, 1992; Otte 2004, 2005;

* Für Hinweise und Kommentare zu früheren Fassungen dieses Textes danke ich Mark Lutter, Jan Mewes, Gunnar Otte sowie zwei anonymen Gutachtern und den Herausgebern der Zeitschrift für Soziologie. Weitere hilfreiche Anstöße gaben Sighard Neckel und die Teilnehmer des Forschungskolloquiums „Soziologische Analysen zur Gesellschaft der Gegenwart“ an der Universität Frankfurt.

Spellerberg 1996). „Subjektorientiert“ ist diese Vorgehensweise insoweit, als sie Individuen anhand gleichförmiger Einstellungen, Mentalitäten und Verhaltensweisen in Gruppen klassifiziert. Das Ziel hierbei ist, die Sozialstrukturanalyse und Ungleichheitsforschung an die lebensweltlichen Relevanzsetzungen der Akteure heranzuführen (Hradil 1987; Müller 1992: 49; Schulze 1992) und jene Gruppen zu identifizieren, die für die sozialen Identifikationsprozesse der Menschen bedeutsam sind (Hörning & Michailow 1990; Schulze 1992: 411).

Inwiefern wird die Milieu- und Lebensstilforschung diesem Anspruch gerecht? Dieser Artikel vertritt die These, dass sie ihn nur unvollständig einlösen kann, da ein konsequent durchgeführter subjektorientierter Ansatz nicht nur subjektive Merkmale zur Klassifikation von Gruppen verwenden, sondern auch *empirisch erforschen* sollte, welche *Identifikationen und wechselseitigen Klassifikationen die Menschen selbst* vornehmen. Das ist eine wichtige Ergänzung subjektorientierter Ansätze, denn lebensweltliche Klassifikations- und Abgrenzungsprozesse sind nicht nur für die subjektive Erfahrung sozialer Ungleichheit wesentlich, sondern auch eine bedeutsame Grundlage für die Konstitution sozialer Identitäten im Alltag.

Der Artikel rückt diese Identifikations- und Abgrenzungsprozesse in den Mittelpunkt der empirischen Betrachtung. Theoretische Grundlage ist das Konzept der „symbolischen Grenzziehungen“, mit dem die amerikanische Kulturosoziologie soziale Klassifikationsprozesse erforscht (Bail 2008; Lamont 1992; Lamont & Molnar 2002; Pachucki et al. 2007; Southerton 2002) und das hier erstmals auf den deutschen Kontext angewendet wird. Es bezeichnet jene Abgrenzungen und Kategorisierungen, mit denen Akteure bestimmen, was „uns“ von „den anderen“ unterscheidet, und die so zur Konstitution sozialer Identitäten beitragen (Lamont & Molnar 2002: 168). Ich frage, welche Gestalt symbolische Grenzziehungen in der deutschen Sozialstruktur haben, in welchem Zusammenhang sie mit traditionellen Ungleichheitskategorien (hier: dem Schichtkonzept) stehen und wie sie in alltagsweltlichen Abgrenzungen angewandt werden.

Konkret wird erstens untersucht, wie die Angehörigen verschiedener Schichten in Deutschland sich selbst definieren und ob es hierbei schichtspezifische Unterschiede gibt. Darüber hinaus wird zweitens rekonstruiert, worauf sich diese Selbstdefinitionen im Einzelnen stützen und wie sie in Abgrenzungen gegenüber anderen praktisch eingesetzt werden. Da zur Beantwortung dieser beiden For-

schungsfragen je unterschiedliche Informationen nötig sind, wählt die Studie einen Mixed-Methods-Ansatz, der verschiedene Daten und Auswertungsverfahren kombiniert. Während zur Untersuchung der Schichtspezifik symbolischer Grenzen repräsentative Survey-Daten nötig sind, lassen sich die Inhalte symbolischer Grenzen und ihre Anwendung in Abgrenzungsprozessen am besten anhand qualitativer Interviews rekonstruieren. Analytisch werden damit sowohl die schichtspezifische *Struktur* symbolischer Grenzziehungen als auch die *Dynamik* alltagsweltlicher Abgrenzungs- und Klassifikationsprozesse beleuchtet, so dass die kombinierte Betrachtung beider Aspekte mit verschiedenen Methoden ein umfassenderes und vollständigeres Gesamtbild ergibt als eine Methode allein.

Der Beitrag gliedert sich wie folgt: Zunächst diskutiere ich die unvollständige Einlösung des Anspruchs einer subjektorientierten Sozialstrukturanalyse in der Milieu- und Lebensstilforschung (2.).¹ Anschließend stelle ich das Konzept der symbolischen Grenzziehungen als wichtige Ergänzung einer subjektorientierten Sozialstrukturanalyse vor (3.) und erläutere den Mixed-Methods-Ansatz sowie die Daten und methodischen Vorgehensweisen (4.). Sodann werden die empirischen Ergebnisse präsentiert (5.) und abschließend die Potenziale des Konzepts der symbolischen Grenzziehungen für die Sozialstrukturanalyse erörtert (6.).

2. Subjektorientierte Sozialstrukturanalyse aus der Perspektive der Milieu- und Lebensstilforschung: Möglichkeiten und Grenzen

Obleich sie derzeit in ihrer Konjunktur rückläufig scheinen, haben die Konzepte des „sozialen Milieus“ und des „Lebensstils“ die deutsche Sozialstrukturanalyse seit Mitte der 1980er Jahre nachhaltig verändert. Zwar haben sie die Konzepte „Klasse“ und „Schicht“ nicht verdrängt (Rössel 2005: 11f.), doch ihr Aufstieg verweist auf die Wahrnehmung eines Defizits, das mit den traditionellen Begriffen nicht länger bearbeitbar schien. In den 1980er Jahren wurden die Zweifel an der lebensweltlichen Bedeutung von Klasse und Schicht immer lauter (z.B. Beck 1983; Hradil 1987). Sie wurden genährt durch das Verblässen subkulturell-

¹ Aus Platzgründen kann kein umfassender Überblick über die Ergebnisse der Milieu- und Lebensstilforschung gegeben werden. Siehe hierzu Hermann (2004), Meyer (2001) und Otte (2005).

ler Identitäten sowie das Verschwinden ständisch geprägter Milieus (Mooser 1983) und führten schließlich zur Infragestellung des Realitätsgehalts von Klassen- und Schichtkonzepten, die ihren Kritikern zu rein nominalistischen Kategorien zu werden drohten (Berger & Hradil 1990; Hradil 1987: 139; Schulze 1992). So forderte etwa Hradil (1987: 161), dass „ein lebensnahes Modell sozialer Ungleichheit in fortgeschrittenen Gesellschaften auf die Subjektivität der Menschen Rücksicht nehmen“ müsse und „keine Determinantensoziologie“ betreiben dürfe.

Damit wandten sich die Kritiker der Klassen- und Schichtanalyse den subjektiven Perspektiven der Akteure zu. Hierbei werden einerseits ihre Einstellungen, Mentalitäten, Geschmacks- und Ausdrucksformen thematisiert, andererseits ihre (damit transportierten) Identifikationen und Selbstzurechnungen zu bestimmten Gruppen (Spellerberg 1996: 57).

- Der erste Aspekt, die subjektiven Einstellungen und Verhaltensmuster, rückt in der Milieu- und Lebensstilforschung als Kriterium der Bildung sozialer Großgruppen in den Vordergrund. Dem liegt die Überlegung zugrunde, dass soziale Milieus oder Lebensstilgruppen „keine ‚natürlichen‘ Gegebenheiten“ sind, sondern „erst durch die subjektiven Konstruktionsleistungen ständig interagierender Individuen ‚objektiv‘ wirklich [werden]“ (Müller-Schneider 2003: 784). So fokussiert etwa die Lebensstilforschung nicht auf objektive sozialstrukturelle Lagemerkmale wie z. B. materielle Ressourcen, sondern darauf, wie Akteure ihre Lage gestalten, d. h. wie sie die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen einsetzen (Hradil 1987: 161; Rössel 2009: 24, 305; Spellerberg 1996: 58). Methodisch geht es meist nicht um die deduktive, an theoretischen Konzepten orientierte Ableitung sozialstruktureller Gruppen – wie etwa in der Klassenanalyse –, sondern um ihre induktive „Entdeckung“, häufig mit statistischen Klassifikationsverfahren. Anhand subjektiver Daten zu Konsummustern, Freizeitverhalten, Einstellungen und Mentalitäten identifizieren die Forscher relativ homogene Milieus bzw. Lebensstile (kritisch hierzu Otte 2004: 45; Solga et al. 2009: 39).
- Der zweite Aspekt der Subjektivität der Akteure umfasst ihre alltäglichen Identifikationsmuster und Abgrenzungen. Ein zentraler Kritikpunkt der Milieu- und Lebensstilforschung war, dass Klasse und Schicht für die alltäglichen Wahrnehmungs- und Identifikationsmuster der Menschen von im-

mer geringerer Bedeutung seien. Insbesondere Gerhard Schulze (1992) hat einen Prozess der „Entvertikalisierung des Verhältnisses sozialer Großgruppen“ postuliert, in dessen Folge vertikale Ungleichheitskategorien an subjektiver Relevanz verloren hätten: „Statt auf einer gemeinsamen Leiter stehen die sozialen Gruppen auf einem Podest, jede für sich, und jede stellt sich auf die Zehenspitzen, um auf die anderen herabschauen zu können“ (Schulze 1992: 167). Daher ist es das Ziel zumindest eines Teils der Milieu- und Lebensstilforschung, die lebensweltlich relevanten Identifikationen und Abgrenzungen aufzuspüren. So dienen laut Spellerberg (1996: 57) die in Lebensstilen ausgedrückten Geschmacksmuster und Freizeitaktivitäten „der *aktiven Zuordnung* zu und *Abgrenzung* von kollektiv geteilten Lebensweisen. Mit der Art, wie man sich kleidet, einrichtet, die Freizeit verbringt oder sich gibt, *ordnet man sich zu und andere ein*“ (Hervorhebungen: P.S.). Den Hintergrund bildet hier Bourdieus Konzept der „Distinktion“, demzufolge Geschmack und Kultur Akteuren dazu dienen, ihre gesellschaftliche Stellung zu signalisieren und sich von anderen abzugrenzen (Bourdieu 1982). Diese in den Selbst- und Fremdzurechnungen der Akteure ausgedrückten sozialen Identifikationen thematisieren sowohl Bourdieu als auch die Lebensstilforschung jedoch nur in „abgeleiteter“ Form, d. h. als Implikation beobachteter Einstellungs- und Verhaltensmuster, nicht aber als eigenständig erforschtes empirisches Phänomen (Rössel & Pape 2009: 58).

Der Anspruch einer subjektorientierten Herangehensweise wird in der Milieu- und Lebensstilforschung somit nur unvollständig eingelöst. Subjektive Orientierungen und Verhaltensweisen bilden zwar die Grundlage der Klassifikation von Individuen in Milieus bzw. Lebensstilgruppen, doch diese Eingruppierung erfolgt durch die Forscher. Inwiefern sich die *Personen selbst diesen Gruppen zurechnen* (Solga et al. 2009: 39) oder wie sie *andere Personen(-gruppen) wahrnehmen und kategorisieren* (Gorman 2000; Mazur 1993; Pape et al. 2008; Rössel & Pape 2009; Schultheis et al. 1996), wird dagegen kaum beachtet. So stellt Hradil (2001b: 431) klar, dass Milieus und Lebensstilgruppen „keine ‚echten‘ gesellschaftlichen Gruppen mit bekannten Namen, symbolisch deutlichen Grenzen und einem Zugehörigkeits-Gefühl der Menschen dar[stellen]. Es sind vielmehr von Sozialwissenschaftlern ‚geordnete‘ Gruppierungen von Menschen mit jeweils ähnlicher Mentalität“. Insofern unterscheiden sie sich aber nur unwesentlich von den kritisier-

ten „nominalistischen“ Klassen- und Schichtkonzepten. Sie sind, wie Meyer (2001: 262) es formuliert, „artifizielle Aggregationen, die weder sozial bekannt und benannt noch den nominellen Mitgliedern als solche bewusst sind oder gar die Grundlage eines Gefühls der Zusammengehörigkeit bilden“. Für eine subjektorientierte Sozialstrukturanalyse, der es darauf ankommt, dass ihre Modelle „als alltagspraktisch wirksame Unterscheidungen einen Referenzpunkt in der sozialen Realität haben“ (Michailow 1994: 28), wäre die *empirische* Erforschung der klassifizierenden Sichtweisen der Akteure folglich ein wichtiger Ansatzpunkt. Diese wechselseitigen Klassifikationen und die damit verbundenen sozialen Identifikationen rückt das Konzept der symbolischen Grenzziehungen in den Mittelpunkt.

3. Symbolische Grenzziehungen als Ansatz einer subjektorientierten Sozialstrukturanalyse

In den alltagsweltlichen Prozessen wechselseitiger Abgrenzung und Kategorisierung findet die kollektive Identifikation mit unterschiedlichen Sozialgruppen ihren Ausdruck. Zugleich erfahren die Menschen durch die Identifikation mit einer Gruppe im Ungleichheitsgefüge, die Abgrenzung von anderen sowie die Klassifikation der eigenen Gruppe durch andere soziale Ungleichheit „am eigenen Leib“. So betont etwa Neckel (2003: 163), dass Ungleichheit im „Erfahrungsraum unserer Lebenswelt [...] maßgeblich erst durch solche kommunikativen Akte der Einstufung“ erzeugt werde und „in ihnen eine konkrete Gestalt im Erleben“ annehme.

Auf welcher Grundlage werden diese alltagsweltlichen Klassifikationen vorgenommen? Laut Bourdieu, der den Kampf verschiedener alltäglicher Klassifikationssysteme als „vergessene Dimension der Klassenkämpfe“ (Bourdieu 1982: 755) beschrieben hat, drücken sie sich vor allem in der Schichtspezifik kultureller Praktiken und Präferenzen aus. Insbesondere die mittleren Schichten seien bestrebt, sich durch eine Orientierung an der legitimen Hochkultur vom „vulgären“ Geschmack der Arbeiterklasse abzugrenzen (Bourdieu 1982).² Die Milieustudien von Vester et al. (2001) schließen

theoretisch hieran an, weisen aber auch auf moralische Abgrenzungen hin, da sich die Milieus der oberen, mittleren und unteren Schichten intern anhand spezifischer Wertorientierungen (hierarchisch vs. selbstbestimmt) ausdifferenzieren (Vester et al. 2001: 29ff.). Allerdings haben auch Milieustudien die wechselseitigen Klassifikations- und Abgrenzungsprozesse, die sie postulieren, nicht empirisch erforscht (Rössel & Pape 2009: 58).³

Das Konzept der „symbolischen Grenzziehungen“, das Michèle Lamont (1992) in Anknüpfung an Bourdieu formuliert hat, bietet hierfür einen theoretischen Rahmen. Symbolische Grenzziehungen sind jene Unterscheidungen, mit denen Akteure bestimmte Personen, Objekte oder Praktiken kategorisieren und voneinander abgrenzen (Lamont 1992: 9). Sie werden definiert als von Handelnden selbst vorgenommene Unterscheidungen, die Menschen in Gruppen einteilen und so zur Ausbildung von Gefühlen der Ähnlichkeit und Gruppenmitgliedschaft beitragen (Lamont & Molnar 2002: 168). Dabei handelt es sich um einen wechselseitigen Prozess der Identifizierung mit einer Gruppe sowie der Kategorisierung durch andere. Soziale Identitäten werden nicht nur selbst übernommen, sondern immer auch von anderen zugeschrieben (Jenkins 1996: 25). Gleichzeitig wird das eigene Selbst durch Abgrenzung von „den anderen“ definiert.

Mit dieser Konzeption lassen sich die von verschiedenen Schichten vorgenommenen wechselseitigen Abgrenzungen in ihrer Mehrdimensionalität empirisch erfassen. Während traditionelle Ansätze der Klassen- und Schichtidentifikation davon ausgehen, dass Menschen sich und andere mit (ungleich gestellten) Sozialgruppen primär anhand sozioökonomischer Merkmale identifizieren (Davis & Robinson 1991; Jackman & Jackman 1983; Kelley & Evans 1995), und die Milieu- und Lebensstilforschung diesbezüglich vor allem kulturelle Praktiken und moralische Werte betont (Bourdieu 1982; Hradil 1987; Schulze 1992; Vester et al. 2001), berücksichtigt das Konzept der symbolischen Grenzziehungen grundsätzlich *plurale Kriterien* als Grundlage sozialer Identifikationsprozesse. Empirisch wurden auf der Basis induktiver Forschungen in verschiedenen Ländern (Großbritannien, Frankreich, USA) drei Arten symbolischer Grenzen identifiziert (Kern 1997; Lamont 1992; Lamont et al. 1996; Southerton 2002):

² Aktuelle Studien finden eine solche Schichtspezifik z. B. beim Besuch von Kunstgalerien, Museen oder Opern (Bennett et al. 2010: 252; Gerhards 2008). In anderen kulturellen Feldern, z. B. Sport oder populäre Musik, bestehen dagegen größere Übereinstimmungen zwischen den Schichten (Bennett et al. 2010: 252).

³ Forschungsarbeiten zu Schichtstereotypen setzen hier an (Argyle 1994; Rössel & Pape 2009), thematisieren aufgrund der selektiven Samples aber nicht differentielle Stereotypisierungen seitens unterschiedlicher Schichten.

- (1) *Sozioökonomische Grenzen* werden anhand der Merkmale der sozialen Position einer Person – wie z. B. ihrer finanziellen Stellung, der sozialen Herkunft, der Mitgliedschaft in exklusiven gesellschaftlichen Kreisen oder ihrer Macht und ihrem Einfluss – gezogen.
- (2) *Kulturelle Grenzbeziehungen* stützen sich auf die Bedeutung kultureller Merkmale, wie z. B. die Vertrautheit mit hochkulturellen Inhalten, Bildung oder Intellektualität zur Identifikation und Abgrenzung von anderen.
- (3) *Moralische Grenzbeziehungen* nehmen auf bestimmte Werthaltungen und Charaktereigenschaften Bezug, wie z. B. Ehrlichkeit, Integrität, Solidarität oder Arbeitsethik.

Diese prinzipielle Unterscheidung sozioökonomischer, kultureller und moralischer Grenzbeziehungen wird hier als heuristischer Rahmen übernommen. Gleichwohl können ihre *konkreten Inhalte* in Deutschland aufgrund kultureller und struktureller Unterschiede von den Befunden aus anderen Ländern differieren.

Die bisherigen Studien zeigen weiterhin, dass verschiedene soziale Gruppen nicht in gleichem Maße auf sozioökonomische, kulturelle und moralische Faktoren rekurren, um sich und andere zu definieren: Angehörige höherer Schichten neigen dazu, sich aufgrund sozioökonomischer und kultureller Merkmale zu definieren und von anderen Gruppen abzugrenzen, während Angehörige unterer Schichten sich eher auf moralische Urteile stützen (Lamont 1992, 2000; Lamont et al. 1996; Southerton 2002). Dieses schichtspezifische Abgrenzungsmuster lässt sich mit der sozialpsychologischen Theorie der sozialen Identität (Tajfel 1978) erklären.⁴ Ausgehend von der Unterscheidung zwischen einer personalen und einer sozialen Identität nimmt diese an, dass Individuen einen Teil ihres Selbst – die soziale Identität – über die Zugehörigkeit zu Gruppen definieren (Tajfel & Turner 1986). Durch Prozesse der sozialen Kategorisierung – d. h. der Unterteilung der sozialen Umwelt in Kategorien oder Gruppen – gewinnen Akteure Informationen über ihre eigene Stellung innerhalb des sozialen Gefüges, etwa in Form der Identifikation mit sozialen Kategorien, z. B. als Mann, Deutscher oder Arbeiter (Mummendey 1985; Tajfel 1978). Menschen stre-

ben eine möglichst positive Einschätzung des eigenen Selbst an und damit auch eine positiv bewertete soziale Identität (Tajfel & Turner 1986: 16). Diese ergibt sich primär aus sozialen Vergleichen mit anderen Gruppen (Festinger 1954), weshalb Akteure versuchen, für die eigene Gruppe eine positive Distinktheit herzustellen (Mummendey 1985: 195; Zick 2008: 410). Bedroht die Gruppenzugehörigkeit das Selbstbild – etwa weil die Ingroup stigmatisiert wird (z. B. als „Arbeitslose“, „Ausländer“) – und kann die Gruppe nicht verlassen werden, versuchen Akteure, ihre eigene Gruppe positiv von anderen abzusetzen, indem sie beispielsweise die relevanten Vergleichskategorien ändern. Sie neigen dann zur Betonung solcher Gruppenmerkmale, die die Ingroup in einem günstigen Licht und Outgroups in einem negativen Licht erscheinen lassen (Crocker & Major 1989; Tajfel 1978).

Damit lässt sich die Schichtspezifik symbolischer Grenzbeziehungen erklären: Da Angehörige höherer Schichten meist über hohe sozioökonomische und kulturelle Ressourcen verfügen, ist ihnen eine positive Selbstbewertung auf der Basis dieser Merkmale leicht möglich und eine Kategorisierung anderer im Lichte dieser Kriterien zugleich wahrscheinlicher. Mitglieder niedrigerer Schichten verfügen dagegen meist über geringeres ökonomisches und kulturelles Kapital, was eine positive Selbstdefinition auf der Basis sozioökonomischer und kultureller Grenzbeziehungen unwahrscheinlich macht. Moralische Kriterien bieten indessen einen universell verfügbaren alternativen Maßstab, der es ihnen erlaubt, sich über den Angehörigen höherer Schichten zu positionieren (Lamont 2000). Dementsprechend sollten die Angehörigen höherer Schichten sozioökonomische und kulturelle, die Angehörigen niedriger Schichten moralische Grenzbeziehungen vornehmen.

4. Methodische Herangehensweise

Wie können solche symbolischen Grenzbeziehungen empirisch erforscht werden? Akteure bestimmen mit ihnen, wer zu „unseresgleichen“ und wer zu „den anderen“ zu zählen ist. Daher werden Informationen darüber benötigt, wie sie sich selbst definieren und wie sie andere sehen und kategorisieren. Zur Untersuchung der Schichtspezifik symbolischer Grenzen einerseits und ihrer konkreten Inhalte und Anwendung zur Abgrenzung von anderen andererseits sind verschiedene, sich in ihrem Informationsgehalt wechselseitig ergänzende Daten und Analyseverfahren nötig. Diese werden in einem komple-

⁴ Lamont verweist zwar vereinzelt auf die Theorie der sozialen Identität (Lamont 2000: 82f., 293, 301), entwickelt aber keine systematische Verknüpfung zu ihrem eigenen Ansatz. Hier dagegen dient diese Theorie als *allgemeiner Mechanismus* zur Erklärung der *Regelmäßigkeit* schichtspezifischer Abgrenzungen.

mentären Mixed-Methods-Ansatz kombiniert, der im Folgenden näher erläutert wird.

4.1 Forschungsdesign

Obwohl hier kein umfassender Überblick über die Diskussion zur Kombination qualitativer und quantitativer Methoden in der Sozialforschung gegeben werden kann (vgl. Kelle 2008; Small 2011; Tashakkori & Teddlie 2010), sind wegen der terminologischen und konzeptionellen Heterogenität der Debatte einige Vorbemerkungen angebracht. Vom klassischen „Phasenmodell“, das qualitativen Verfahren eine rein hypothesengenerierende Funktion (z. B. in Vorstudien) zuweist, ist ein Ansatz des gemeinsamen und mehr oder weniger gleichberechtigten Einsatzes verschiedener Methoden zu unterscheiden (Kelle & Erzberger 1999: 511). Ziel dieser – teils als „Triangulation“⁵ bezeichneten – Methodenkombination kann u. a. entweder die wechselseitige *Validierung* von Forschungsergebnissen sein oder die umfassendere Analyse eines Gegenstandes aus sich *ergänzenden, d. h. komplementären methodischen Perspektiven* (Kelle & Erzberger 1999: 516; Small 2011: 63).⁶ Während im Validierungsmodell die Gültigkeit der mit einer Methode erlangten Aussagen durch zusätzliche, mit einer anderen Methode gewonnene Evidenz bestätigt werden soll (Kelle & Erzberger 2001: 104), ist das Komplementaritätsmodell überall dort sinnvoll, wo monomethodische Untersuchungen ein unvollständiges

oder fehlerhaftes Verständnis des untersuchten Phänomens erbringen würden (Kelle & Erzberger 2001: 107). Konkret reagiert eine komplementäre Methodenkombination auf (wenigstens) zwei typische Probleme quantitativer bzw. qualitativer Verfahren:

- (1) Quantitative Studien laufen Gefahr, bedeutende Teile des *Wissens der Akteure zu übersehen*, sofern Forscher Survey-Items aufgrund der „Gewohnheitsheuristik“ ihres eigenen Alltagswissens formulieren (Kelle 2008: 230). Problematisch ist dies dann, wenn sie mit den Wissensbeständen der Untersuchungsobjekte nicht hinreichend vertraut sind, was schon für Befragte aus anderen Schichten, Altersgruppen oder Regionen der Fall sein kann (Kelle & Erzberger 2001: 109), oder wenn es sich um wenig erforschte Gegenstände handelt. Qualitative Verfahren, die eine empirische Rekonstruktion dieser Wissensbestände ermöglichen, liefern hier wichtige Informationen.
- (2) Aufgrund des Stichprobenumfangs haben es rein qualitative Studien jedoch meist schwer, gesicherte Aussagen zur *Gruppenspezifität und Reichweite* der rekonstruierten Wissensbestände zu treffen. Geeignete quantitative Surveydaten können – sofern vorhanden – an dieser Stelle zur Klärung der Geltungsreichweite beitragen und Schlussfolgerungen zur Gruppenspezifität qualitativ ermittelter Wissensbestände erhärten (Goerres & Prinzen 2012: 422; Kelle 2008: 261).⁷

Die Untersuchung symbolischer Grenzziehungen in Deutschland ist mit beiden Problemen konfrontiert: Zum einen sind symbolische Grenzziehungen hier bisher kaum erforscht, so dass zu ihren konkreten Inhalten kein etabliertes Wissen vorliegt. Zwar kann in Anlehnung an den Forschungsstand die Unterscheidung zwischen sozioökonomischen, kulturellen und moralischen Grenzen als heuristischer Rahmen dienen; eine Untersuchung einzig anhand quantitativer Sekundärdaten stünde aber vor dem Problem, dass die verfügbaren Survey-Items nicht zur Erforschung symbolischer Grenzen formuliert wurden und deren inhaltliches Spektrum für Deutschland womöglich nur unzureichend erfassen.

⁵ Ich ziehe die Bezeichnung Mixed-Methods vor, da der Begriff „Triangulation“ wegen seiner Unschärfe uneinheitlich verwendet wird (Hammersley 2008: 22; Kelle & Erzberger 1999: 516; Pflüger 2012: 168) und Triangulationsstudien nicht notwendig qualitative und quantitative Verfahren kombinieren (Hammersley 2008: 32).

⁶ Greene et al. (1989: 258–260) unterscheiden zusätzlich drei weitere Zielsetzungen von Mixed-Methods-Ansätzen: die *Initiierung* weiterführender Überlegungen zum Gegenstand (v. a. bei divergierenden Ergebnissen beider Untersuchungsteile), die *Entwicklung* einer Untersuchung mittels einer anderen Methode (z. B. bei qualitativen Vorstudien) und die *Erweiterung* um einen weiteren, eng mit dem ursprünglichen Untersuchungsziel verknüpften Gegenstand. Zudem unterscheiden sich Mixed-Methods-Ansätze danach, in welcher Untersuchungsphase und zeitlichen Reihenfolge die Methodenkombination erfolgt, welches relative Gewicht qualitative und quantitative Verfahren haben, ob unterschiedliche Datenquellen ineinander enthalten sind („nesting“) oder ob verschiedene Analyseverfahren auf dieselben Daten angewandt werden (Creswell 2009: 206–217; Schreier & Odag 2010: 269; Small 2011: 63). Eine Übersicht verschiedener Designs bieten Schreier & Odag (2010).

⁷ Man könnte einwenden, dass bei Verfügbarkeit geeigneter Surveydaten qualitative Interviews nicht notwendig seien. Dies setzt voraus, dass qualitative und quantitative Verfahren exakt dasselbe Phänomen erfassen. Aus Sicht des Komplementaritätsmodells werden jedoch *unterschiedliche Aspekte eines Phänomens* aus sich ergänzenden methodischen Perspektiven betrachtet.

Zum anderen wären Aussagen zur Schichtspezifik einzig auf der Basis qualitativer Interviews wegen der relativ kleinen Samples mit einer gewissen Unbestimmtheit behaftet. Daher wählt diese Studie einen *komplementären Mixed-Methods-Ansatz*:

- In einem *ersten Schritt* wird mit multivariaten Regressionsanalysen quantitativer Umfragedaten des ALLBUS 2002 die relative Wichtigkeit sozioökonomischer, kultureller und moralischer Grenzen in verschiedenen sozialen Schichten untersucht und Aufschluss über *die Schichtspezifik symbolischer Grenzen* gegeben. Diese Analysen sind jedoch in zweierlei Hinsicht eingeschränkt: Zum einen enthalten sie lediglich Informationen zur Selbstdefinition der Befragten, nicht aber zur Abgrenzung von anderen Gruppen. Daher ist zur umfassenden Untersuchung symbolischer Grenzbeziehungen eine weitere Datenquelle nötig, die solche Informationen enthält. Zum anderen handelt es sich um Sekundärdaten, deren Items nicht gezielt zur Erhebung symbolischer Grenzen formuliert wurden. Die verwendeten Items sind zwar plausible Annäherungen im Sinne der Literatur; dennoch sind die Operationalisierungen nicht in allen Fällen optimal und bilden die Inhalte symbolischer Grenzen – nicht zuletzt, da diese in Deutschland bislang unerforscht sind – nur unvollständig ab. Sie sollten somit vorsichtig interpretiert werden und bedürfen der Ergänzung durch Daten, die genaueren Aufschluss über die Bedeutungsgehalte symbolischer Grenzen geben können.
- Daher wird in einem *zweiten Schritt* anhand qualitativer Interviews gefragt, wie Befragte aus unterschiedlichen Schichten sich selbst und Mitglieder anderer Schichten beschreiben. Dabei werden die *Bedeutungsgehalte symbolischer Grenzen* ausgeleuchtet und ihre Inhalte detailliert rekonstruiert. Zugleich wird untersucht, wie die Befragten Angehörige anderer Schichten beschreiben und Definitionen ihres eigenen Selbst in der Abgrenzung gegenüber anderen anwenden. Damit rückt im Vergleich zur quantitativen Erhebung die *Dynamik alltagsweltlicher Prozesse der Abgrenzung und Klassifikation* in den Blick.

Beide Untersuchungsschritte sind in zwei Hinsichten komplementär zueinander: Erstens ergänzen sie sich in *inhaltlicher Hinsicht*, da die mit einer Methode gewonnenen Ergebnisse Einsichten bieten, die die andere Methode nicht erbringt (quantitative Analysen zur Schichtspezifik symbolischer Grenzen, qualitative Verfahren zur Rekonstruktion ihrer konkreten Inhalte und alltagspraktischen Anwen-

dung). Zweitens bilden beide Untersuchungsschritte *je eigene analytische Dimensionen* symbolischer Grenzen ab: Die quantitativen Analysen geben Aufschluss über ihre Struktur und Gruppenspezifika, während die qualitativen Analysen die prozessuale Dimension alltagsweltlicher Abgrenzungspraktiken näher beleuchten. Insgesamt ergibt sich so ein vollständigeres und umfassenderes Bild, als es mit einer Methode allein möglich wäre (Kelle & Erzberger 2001: 95).

4.2 Datengrundlagen und Methoden

Die quantitative Untersuchung der *schichtspezifischen Muster symbolischer Grenzbeziehungen* erfolgt auf der Basis des ALLBUS 2002. Als abhängige Variablen dienen zwei Fragen: Eine Frage erfasst, was den Befragten selbst im Leben wichtig ist, eine weitere, welche Eigenschaften ihnen an ihren Freunden besonders wichtig sind. Beide Aspekte sind wichtige Dimensionen der Definition des eigenen Selbst im Kontext sozialer Identitäten, d. h. der Identifikation mit „seinesgleichen“ (Lamont 1992: 222f.; 2000: 254). Diese *Selbstdefinitionen* bilden einen wesentlichen Aspekt symbolischer Grenzbeziehungen ab (leider fehlen Items zur Wahrnehmung und Abgrenzung von anderen). Insgesamt wurden sechs Items ausgewählt, die als Indikatoren einer latenten Disposition zur Selbstdefinition anhand sozioökonomischer, kultureller und moralischer Kriterien interpretiert werden (vgl. Tabelle A1 im Online-Anhang unter www.zfs-online.org). Sozioökonomische Grenzbeziehungen werden durch die Wichtigkeit eines gehobenen Lebensstandards sowie von Macht und Einfluss angezeigt.⁸ Kulturelle Grenzbeziehungen nimmt vor, wer Intelligenz und Kreativität bei anderen bzw. bei sich selbst als wichtig erachtet. Die Bedeutung von Hilfsbereitschaft bei Freunden und Solidarität mit Benachteiligten dienen als Indikatoren moralischer Grenzbeziehungen.

Die zentrale unabhängige Variable ist die subjektive Schichteinstufung, deren Kategorien „Unterschicht“, „Arbeiterschicht“, „untere Mittelschicht“, „Mittelschicht“, „obere Mittelschicht“ und „Oberschicht“ zu drei Ausprägungen „Unter-/Arbeiterschicht“, „(untere) Mittelschicht“ sowie „obere Mittel-/Oberschicht“ rekodiert wurden.⁹ Zugleich wird für den sozioökonomischen Status (äquivalenzgewich-

⁸ Leider existiert für die sozioökonomischen Grenzbeziehungen kein Item, das die an Freunden geschätzten Eigenschaften erfasst.

⁹ Die subjektive Schichteinstufung ist hier am geeigneten, da objektive kategoriale Ungleichheitsmaße (z. B.

tetes Haushaltsnettoeinkommen, Schulbildung) sowie die soziodemografischen Merkmale Alter, Geschlecht und Region (Ost-West) kontrolliert (vgl. Tabelle A2, Online-Anhang). Die relative Bedeutung verschiedener symbolischer Grenzen in unterschiedlichen Schichten wird mit Hilfe ordinaler logistischer Regressionsmodelle überprüft (Long 1997).¹⁰ Um identische Stichproben vergleichen zu können, wird die Fallzahl in allen Regressionsmodellen konstant gehalten.

Der qualitative Untersuchungsteil rekonstruiert, wie diese Selbstdefinitionen *gegenüber anderen in Abgrenzungs- und Kategorisierungsprozessen* praktisch angewendet und wie *andere Schichten beschrieben* werden. Gleichzeitig werden die *spezifischen Inhalte und Bedeutungen sozioökonomischer, kultureller und moralischer Grenzziehungen* näher in den Blick genommen. Die Datengrundlage hierfür bilden 20 leitfadengestützte diskursive Interviews (Ullrich 1999), die von April bis September 2007 im Raum Bremen im Rahmen einer Untersuchung zur Wahrnehmung und Rechtfertigung sozialer Ungleichheit geführt wurden (Sachweh 2010). Über ein Schneeball-Verfahren wurden zu etwa gleichen Anteilen Interviewpartner aus privilegierten und benachteiligten sozialstrukturellen Lagen rekrutiert.¹¹ Neben Wahrnehmungen zu Ausmaß,

Klasse) die subjektive Bedeutung der Zugehörigkeit zu einer Ungleichheitskategorie nicht erfassen.

¹⁰ Da zwei abhängige Variablen fünfstufig likert-skaliert sind, sind ordinale logistische Modelle angemessen (Long 1997: 115). Zur Vergleichbarkeit der Analysen wurde dieses Verfahren auf alle abhängigen Variablen angewendet.

¹¹ Zunächst wurde verschiedenen Einrichtungen, über die potentielle Interviewpartner rekrutiert werden konnten (z. B. Arbeitslosen-Initiativen, Rotary-Clubs), ein Schreiben zum Inhalt und Ziel der Studie zugesandt. Nachdem Interviewpartner Kontakt auf, wurde ihre Passung überprüft und Zeit und Ort für ein Interview vereinbart. Einige Befragte vermittelten weitere Kontakte. Zentrales Auswahlkriterium für das qualitative Sample war die Klassenlage in Anlehnung an das EGP-Klassenschema (Erikson & Goldthorpe 1992), wobei auch nicht in den Arbeitsmarkt integrierte Personen zur Vermeidung eines „Erwerbstätigenbias“ einbezogen wurden. Zu den eher privilegierten Lagen können sechs Befragte der oberen Dienstklasse sowie vier Selbstständige (Akademiker) gezählt werden, zu den eher benachteiligten Lagen zwei Facharbeiter, vier einfache Angestellte mit nicht-manuellen Routinetätigkeiten (davon zwei ALG II-Aufstockerinnen), drei Langzeitarbeitslose sowie eine Hausfrau. Beide Gruppen enthalten Grenzfälle, die nicht pauschal als benachteiligt oder privilegiert klassifizierbar sind (z. B. Facharbeiter, einfache Angestellte, Hausfrau). Diese wurden anhand zusätzlicher Informationen eines standardisierten Kurzfragebogens (z. B. soziale Herkunft, Familienstand, soziale Lage des Part-

Formen, Gründen und Rechtfertigung sozialer Ungleichheit in Deutschland thematisierten die Interviews auch die Selbstverortung und Einschätzung der eigenen Lage im Ungleichheitsgefüge sowie die Wahrnehmung der Lage anderer. Abschließend füllten die Befragten einen standardisierten Kurzfragebogen aus, in dem soziodemografische Merkmale (Alter, Beruf, Familienstand etc.) und die subjektive Schichteinstufung erfragt wurden (vgl. Tabelle A3, Online-Anhang).

Zur Auswertung wurden alle Interviews, die im Schnitt zwischen 60 und 120 Minuten dauerten, vollständig transkribiert und inhaltlich kodiert. Die symbolischen Grenzziehungen, anhand derer die Befragten ihre Selbstdefinitionen und die Kategorisierungen anderer vornehmen, wurden aus dem Interviewmaterial aufgrund von Selbstbeschreibungen, Beschreibungen ihrer Freunde¹² (bzw. von Personen in ähnlichen Lagen) und der Beschreibung von Angehörigen anderer Schichten rekonstruiert. Konkret sollten die Befragten ausführen, welche Eigenschaften sie sich selbst bzw. ihren Freunden und Personen in ähnlichen sozialen Schichten zuschreiben (Selbstdefinition) und welche Eigenschaften sie Personen in privilegierten bzw. benachteiligten sozialen Schichten zuschreiben (Kategorisierung anderer). In diesem Zusammenhang wurde u. a. folgende Frage gestellt: „Gibt es Leute, von denen Sie sagen würden, dass es denen schlechter (besser) als Ihnen selbst geht? An welche Leute denken Sie da? Wie würden Sie diese Leute beschreiben? Was für Eigenschaften haben die?“ Um eine induktive Rekonstruktion der entsprechenden Merkmale zu ermöglichen, wurde auf Vorgaben seitens des Interviewers verzichtet. Die qualitativen Befunde stützen sich größtenteils auf diese Interviewpassagen.

Kodiert wurde sowohl deduktiv als auch induktiv. Die Unterscheidung zwischen sozioökonomischen, kulturellen und moralischen Grenzziehungen diente zunächst als heuristisches Konzept für eine deduktive Grobkodierung. Die Interviewpassagen wurden zunächst einer der drei Kategorien zugeordnet und anschließend induktiv dimensionalisiert bzw. nach Subkategorien differenziert (Kelle & Kluge 1999: 68; Kuckartz 2006: 463). Beispielsweise wurde die Kategorie „kulturelle Grenzziehungen“ anhand des Textmaterials in fünf induktiv gewonnene Subkate-

ners) einer Gruppe zugerechnet (ausführlich zum Sample Sachweh 2010: 122–123). Frauen und Männer verteilen sich in etwa gleich auf beide Gruppen.

¹² Da diese meist aus ähnlichen sozioökonomischen Lagen stammen (Mewes 2010), orientiert sich die Mehrzahl dieser Beschreibungen an einer vertikalen Schichtachse.

gorien differenziert, welche die Grundlagen kultureller Grenzbeziehungen abbilden („kulturelle Praktiken“, „Fähigkeiten/Kompetenzen“, „Intelligenz“, „Bildung“ und „mangelnde Kultiviertheit“).

5. Symbolische Grenzen in der deutschen Sozialstruktur

Die folgenden Abschnitte stellen die empirischen Befunde zur Struktur und den Inhalten sozioökonomischer, kultureller und moralischer Grenzbeziehungen in der deutschen Sozialstruktur dar. Zunächst wird auf der Basis quantitativer Umfragedaten die relative Bedeutung dieser drei Arten von symbolischen Grenzen für die Selbstdefinition unterschiedlicher Schichten untersucht (Abschnitt 5.1). Da ihre Inhalte so jedoch nur annäherungsweise abgebildet werden können, wird anschließend anhand qualitativer Interviews rekonstruiert, welche konkreten Eigenschaften die Angehörigen unterschiedlicher Schichten sich selbst und anderen zuschreiben. Zudem wird dargestellt, wie sozioökonomische, kulturelle und moralische Selbstdefinitionen zur Abgrenzung gegenüber anderen herangezogen werden. So werden alltagsweltliche Klassifikations- und Abgrenzungsprozesse rekonstruiert (Abschnitt 5.2).

5.1 Struktur und Schichtspezifik symbolischer Grenzbeziehungen

Der Literaturüberblick in Abschnitt 3 ergab, dass die Angehörigen der oberen Schichten eher sozioökonomische und kulturelle Grenzen ziehen (Bennett et al. 2010; Bourdieu 1982; Lamont 1992), während sich die unteren Schichten eher anhand moralischer Kriterien definieren und von der Oberschicht abgrenzen (Lamont 2000; Southerton 2002). Finden sich Hinweise auf dieses schichtspezifische Muster auch in Deutschland?

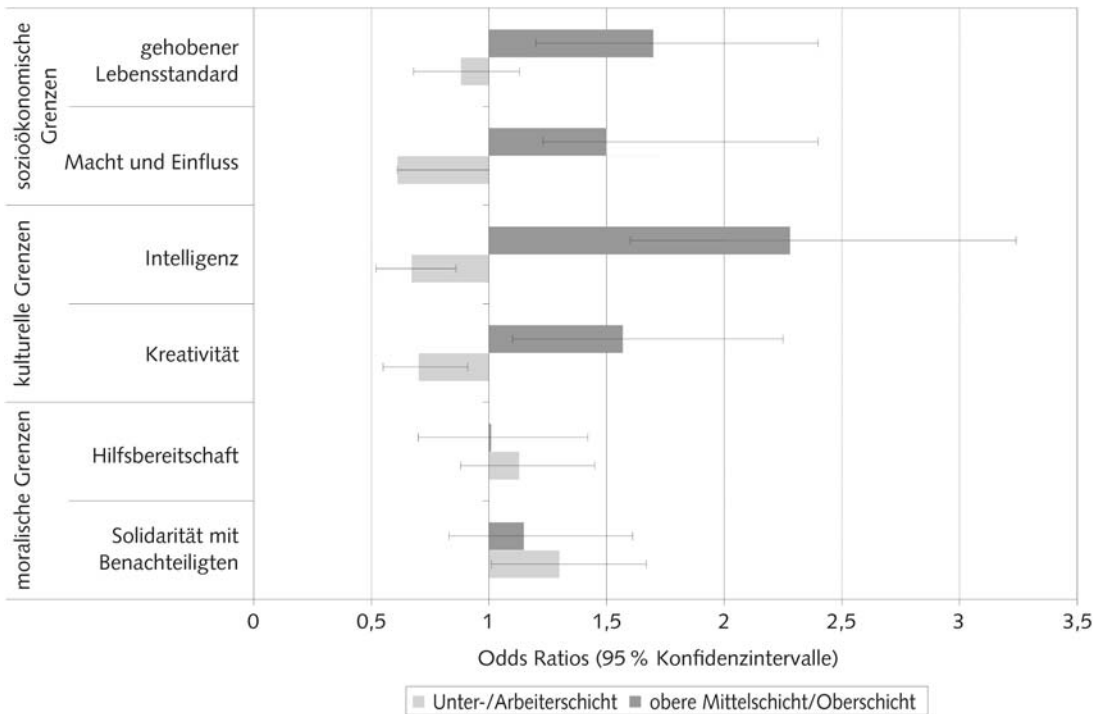
Zur anschaulicheren Interpretation werden die Ergebnisse der ordinalen logistischen Regressionsmodelle für die Schichtvariablen zunächst grafisch dargestellt. Abbildung 1 bildet Odds-Ratios (Chancenverhältnisse) der Indikatoren sozioökonomischer, kultureller und moralischer Selbstdefinitionen für die Unter-/Arbeiter-schicht und die obere Mittel-/Oberschicht ab, die Mittelschicht bildet die Referenzkategorie (für die vollständigen Ergebnisse vgl. Tabelle 1). Odds-Ratios geben die Veränderung der Chance einer Gruppe an, im Vergleich zur Mittelschicht eine bestimmte Grenzbeziehung vorzunehmen; Werte größer 1 stehen für eine Erhöhung, Wer-

te kleiner 1 für eine Verringerung dieses Chancenverhältnisses.

Obleich die Befunde wegen der z. T. eingeschränkten Operationalisierung vorsichtig interpretiert werden sollten, stimmen sie im Wesentlichen mit dem oben genannten Muster überein. Hinsichtlich der sozioökonomischen Grenzbeziehungen zeigt sich, dass im Vergleich zur Mittelschicht vor allem Befragte der oberen Mittel-/Oberschicht zu sozioökonomischen Selbstdefinitionen neigen. So ist bei Befragten der oberen Mittel-/Oberschicht die Chance, einen gehobenen Lebensstandard wichtig zu finden, um das 1,7-fache (bzw. 70 Prozent) größer als in der Mittelschicht, und die Chance, Macht und Einfluss wichtig zu finden, um das 1,72-fache (bzw. 72 Prozent). Die Befragten, die sich der Unter-/Arbeiter-schicht zurechnen, unterscheiden sich in diesem Punkt nicht signifikant von Befragten der Mittelschicht.

Hinsichtlich der kulturellen Grenzbeziehungen zeigt sich ebenfalls, dass sich Befragte der oberen Mittel-/Oberschicht stärker anhand kultureller Merkmale definieren als andere Gruppen. So ist unter Befragten dieser Gruppe die Chance, Intelligenz bei engen Freunden für wichtig zu halten, um das 2,28-fache (bzw. 128 Prozent) größer als in der Mittelschicht und die Chance, Kreativität bei sich selbst wichtig zu finden um das 1,57-fache (bzw. 57 Prozent). Bei Befragten aus der Unter-/Arbeiter-schicht sinkt dagegen im Vergleich zu Befragten aus der Mittelschicht die Chance, Intelligenz bei Freunden wichtig zu finden, um den Faktor 0,67 (bzw. 33 Prozent) und die Chance, Kreativität an sich selbst als wichtig zu erachten, um das 0,7-fache (bzw. 30 Prozent). Kulturelle Merkmale spielen für die Selbstdefinition dieser Gruppe damit eine geringere Rolle als für die mittleren und oberen Schichten.

Mit Blick auf die moralischen Grenzen zeigt sich, dass im Vergleich zur Mittelschicht Befragte aus der Unter-/Arbeiter-schicht etwas stärker zu moralischen Selbstdefinitionen neigen. So ist unter diesen Befragten die Chance, Solidarität mit Benachteiligten wichtig zu finden, um das 1,3-fache (bzw. 30 Prozent) größer als in der Mittelschicht. Beim zweiten Indikator moralischer Grenzen, der Wichtigkeit von Hilfsbereitschaft bei den eigenen Freunden, finden sich keine signifikanten Zusammenhänge. Darüber hinaus unterscheiden sich Befragte der oberen Mittel-/Oberschicht nicht signifikant von der Mittelschicht in ihrer Neigung, sich anhand moralischer Kriterien zu definieren. Insgesamt sind die Zusammenhänge hier schwach.



Anmerkung: Datenquelle = ALLBUS 2002, ZA-Nr. 3700; dargestellt sind Odds-Ratios unter Kontrolle von Alter, Geschlecht, Region, Schulbildung und Einkommen.

Abb. 1 Schichtspezifik symbolischer Grenzziehungen (Odds-Ratios)

Alles in allem deutet sich das aus bisherigen Studien bekannte schichtspezifische Muster in Deutschland vor allem für sozioökonomische und kulturelle Grenzen an. Während sozioökonomische Kriterien besonders in den oberen Schichten wichtig für die Selbstdefinition sind, zeigen sich die stärksten Differenzen bei den kulturellen Grenzen, wo sich obere wie untere Schichten signifikant und in gegensätzlichen Richtungen von der Mittelschicht unterscheiden. Moralische Selbstdefinitionen scheinen hierzulande dagegen weniger spezifisch für die unteren Schichten zu sein als dies die Literatur für andere Länder nahelegt (Lamont 2000).

Diese Zusammenhänge bestehen auch unter Kontrolle objektiver Merkmale der sozioökonomischen Lage (Einkommen, Schulbildung) sowie soziodemografischer Variablen (vgl. Tabelle 1). Von diesen haben insbesondere das Alter, das Geschlecht und die Wohnregion signifikante Effekte. So neigen ältere Menschen mit geringerer Wahrscheinlichkeit zu sozioökonomischen, kulturellen und moralischen Selbstdefinitionen, während sich Frauen weniger anhand sozioökonomischer und eher anhand mo-

ralischer Kriterien definieren. Ostdeutsche finden mit größerer Wahrscheinlichkeit einen gehobenen Lebensstandard und Intelligenz bei ihren Freunden wichtig als Westdeutsche.

Betrachtet man die Pseudo-R²-Werte fällt auf, dass sie für alle Modelle nicht sonderlich hoch sind, obgleich Werte in dieser Größenordnung bei der Analyse von „subjektiven“ Items nicht ungewöhnlich sind (vgl. Lamont et al. 1996: 44, 47 für ähnliche R²-Werte einer OLS-Regression symbolischer Grenzen). Ein Vergleich der einzelnen Modelle verdeutlicht, dass die Pseudo-R²-Werte für die kulturellen Grenzziehungen am höchsten sind, gefolgt von den Werten für die sozioökonomischen Grenzen. Für moralische Grenzziehungen fallen diese Werte dagegen sehr gering aus. Moralische Grenzziehungen lassen sich also nur in sehr geringem Maße durch die herangezogenen Variablen „erklären“.¹³ Dem

¹³ Pseudo-R²-Maße sind streng genommen nicht analog zum R² der OLS-Regression interpretierbar, da Regressionsmodelle für kategoriale abhängige Variablen nicht die Varianz in der AV erklären, sondern die Eintrittswahr-

Tabelle 1 Struktur und Schichtspezifik sozioökonomischer, kultureller und moralischer Grenzziehungen (ordinale logistische Regression)

	Sozioökonomische Grenzen			Kulturelle Grenzen			Moralische Grenzen		
	wichtig Selbst: gehobener Lebensstandard	wichtig Selbst: Macht und Einfluss	wichtig Freunde: Intelligenz	wichtig Selbst: Kreativität	wichtig Freunde: Hilfsbereitschaft	wichtig Selbst: Solidarität mit Benachteiligten			
Subjektive Schichteinsteufung (Ref. = [untere] Mittelschicht)									
Unter-/Arbeiterschicht	0,879 (0,112)	0,787 (0,099)	0,672** (0,086)	0,704** (0,090)	1,129 (0,142)	1,301* (0,166)			
obere Mittel-/Oberschicht	1,699** (0,300)	1,718** (0,293)	2,280*** (0,409)	1,572* (0,286)	1,002 (0,179)	1,155 (0,196)			
Kontrollvariablen									
Alter	0,988*** (0,003)	0,992* (0,003)	1,007 (0,004)	0,988*** (0,003)	0,990** (0,003)	1,003 (0,003)			
Geschlecht (1 = Frau)	0,716** (0,075)	0,574*** (0,060)	0,966 (0,102)	0,896 (0,095)	0,901 (0,095)	1,699*** (0,176)			
Region (1 = Ost)	1,802*** (0,212)	1,103 (0,128)	1,438** (0,168)	1,095 (0,130)	1,239 (0,145)	1,040 (0,121)			
Schulbildung (Ref. = Mittlere Reife)									
Hauptschulabschluss	1,113 (0,151)	0,836 (0,111)	0,767 (0,105)	0,591*** (0,081)	0,983 (0,135)	1,072 (0,144)			
Abitur	0,712* (0,099)	0,917 (0,124)	1,211 (0,166)	1,095 (0,154)	0,991 (0,137)	1,230 (0,166)			
Einkommen (in Quartilen, Ref. = fehlende Angabe)									
1. Quartil	0,765 (0,130)	0,812 (0,136)	0,934 (0,156)	0,760 (0,129)	1,176 (0,199)	1,291 (0,217)			
2. Quartil	0,862 (0,144)	0,889 (0,144)	1,074 (0,179)	0,892 (0,150)	1,086 (0,182)	1,133 (0,187)			
3. Quartil	1,021 (0,169)	0,872 (0,139)	0,831 (0,138)	0,855 (0,142)	1,026 (0,172)	1,113 (0,182)			
4. Quartil	0,997 (0,170)	0,861 (0,143)	0,977 (0,167)	0,789 (0,135)	0,927 (0,162)	1,055 (0,177)			
Schwellenwerte τ_1	0,007*** (0,002)	0,047*** (0,011)	0,052*** (0,013)	0,002*** (0,001)	0,022*** (0,006)	0,031*** (0,010)			
τ_2	0,023*** (0,006)	0,132*** (0,030)	0,422*** (0,093)	0,007*** (0,002)	0,172*** (0,039)	0,096*** (0,024)			
τ_3	0,086*** (0,020)	0,360*** (0,079)	1,829** (0,400)	0,019*** (0,005)	0,856 (0,187)	0,241*** (0,054)			
τ_4	0,407*** (0,090)	1,270 (0,275)	9,964*** (2,298)	0,053*** (0,013)	5,715*** (1,306)	0,780*** (0,168)			
τ_5	2,068*** (0,457)	5,766*** (1,341)	-	0,191*** (0,043)	-	2,462 (0,537)			
τ_6	7,132*** (1,679)	26,934*** (8,106)	-	0,828 (0,181)	-	7,891*** (1,773)			
N	1226	1226	1226	1226	1226	1226			
Pseudo-R ² (McKelvey & Zavoina)	0,049	0,049	0,062	0,076	0,018	0,029			

Anmerkungen: * p < 0,05; ** p < 0,01; *** p < 0,001; Datenquelle: ALLBUS 2002, ZA-Nr. 3700; eigene Berechnungen. Ausgewiesen sind odds-ratios, Standardfehler in Klammern

entspricht auch das Muster der signifikanten Effekte. Auf der Basis der quantitativen Analysen liegt somit der Schluss nahe, dass moralische Kriterien für die Selbstdefinition in den unteren Schichten in Deutschland nicht unbedingt eine größere Rolle spielen als in mittleren und oberen Schichten. Inwieweit diese Interpretation plausibel ist, wird im nächsten Untersuchungsschritt in den qualitativen Analysen nochmals thematisiert.

5.2 Inhalte und Bedeutungsgehalte symbolischer Grenzziehungen

5.2.1 „Leute, die es nach oben geschafft haben, da hab' ich sehr viel Respekt...“ – Sozioökonomische Grenzziehungen

Während die quantitativen Analysen auf die Wichtigkeit sozioökonomischer Kriterien für die Selbstdefinitionen von Befragten der oberen Mittel-/Oberschicht hinweisen, können sie die möglichen *Inhalte* dieser sozioökonomischen Grenzen nur unvollständig abbilden. Daher wird ihr Bedeutungsgehalt nun anhand qualitativer Interviews genauer rekonstruiert. Die Befragten stellen dabei einerseits auf Aspekte der materiellen Lage (z. B. beruflichen Erfolg oder Geld) ab, andererseits legen sie aber auch ein umfassenderes Bild des allgemeinen materiellen Lebensstandards zugrunde, das „immaterielle“ Gesichtspunkte wie Sicherheit, Autonomie oder die Wohnlage mit einschließt. Zudem verdeutlichen die qualitativen Befunde die differenten Verwendungsweisen sozioökonomischer Kriterien in der Alltagspraxis: Angehörige der oberen Mittelschicht definieren sich anhand sozioökonomischer Merkmale und grenzen sich dabei zugleich von anderen ab, wohingegen Angehörige der unteren Schichten solche Aspekte zwar zur Beschreibung anderer, nicht aber zur Selbstdefinition heranziehen.

Typisch ist der Fall eines 30-jährigen Betriebswirts, der sich sowohl in seiner Selbstdefinition als auch bei der Beschreibung anderer Gruppen auf sozioökonomische Gesichtspunkte bezieht. Er rechnet

scheinlichkeit ihrer einzelnen Kategorien vorhersagen (Hoetker 2007: 339). Bei ordinalen logistischen Regressionen kann die AV als unbeobachtete latente Variable mit beobachteten, geordneten Kategorien interpretiert werden (wie bei den hier verwendeten Likert-skalierten Items; Long 1997: 116). In diesem Fall kommt das Pseudo- R^2 nach McKelvey & Zavoina einer Interpretation im Sinne der erklärten Varianz am nächsten (Long 1997: 105). Zum Vergleich verschiedener Pseudo- R^2 -Maße und den Vorzügen des McKelvey & Zavoina-Pseudo- R^2 siehe DeMaris (2002).

sich selbst zur oberen Mittelschicht, ist ehrgeizig und findet beruflichen Erfolg sehr wichtig. Zwar bedauert er, dass er durch seine langen Arbeitszeiten nicht mehr Zeit mit seiner Familie verbringen kann, „aber es geht ganz einfach nicht. Und, äh, ja, es ist nicht leicht, aber es gehört einfach dazu“ (Interview B-1). Auf die Frage, was ihm im Leben wichtig sei, verweist er auf berufliche Verantwortung, sozialen Aufstieg sowie das Erreichen beruflicher Ziele:

„Also für mich ist das im Leben sehr wichtig, Ziele vor Augen zu haben, mir Ziele vorzunehmen und diese Ziele auch zu verfolgen. Und es gehört natürlich dazu, sich weiterzuentwickeln. Also, man sollte sich auf alle Fälle verbessern [...]. Also für mich selber sag ich, ich will mich verbessern, aber allgemein sage ich, es wäre schön, wenn Leute Ehrgeiz haben und wenn Leute versuchen voranzukommen, aber sie müssen das auch nicht machen.“ (Interview B-1)

Entsprechend dem Stellenwert, den beruflicher und sozialer Aufstieg für diesen Befragten haben, antwortet er auf die Frage, wer seine persönlichen Vorbilder seien: „Also Leute, die es nach oben geschafft haben, da hab ich vor vielen Leuten sehr, sehr viel Respekt vor der Leistung, die diese Leute erreicht haben“ (Interview B-1). Die Merkmale, mit denen er sich selbst und seine Lage definiert, sind um seine berufliche Position zentriert. Andere Befragte, die sich zur oberen Mittelschicht zählen, ziehen zudem Aspekte der materiellen Lage zur Selbstdefinition heran. Ein früherer Unternehmer, der nun in einer exklusiven Seniorenresidenz lebt, beschreibt sich zu Beginn des Interviews wie folgt:

„Ich bin ja nun Unternehmer, ich gehöre ja zu den sogenannten Besitzenden. Es ist mir also gelungen, im Laufe eines langen Arbeitslebens ein kleineres Vermögen zu schaffen, das es mir ermöglicht, heute hier mit meiner Frau zu wohnen. Ich weiß nicht, ob Sie eine Ahnung haben, was die Miete hier kostet, aber sie ist also horrend, und sie ist von einem Rentenempfänger im Alter nicht aufzubringen. Das ist also undenkbar, dass also ein ganz normaler Angestellter eines Tages sagt: ‚Ich ziehe jetzt in diese Residenz.‘“ (Interview B-6)

Für die Selbstdefinition dieses Befragten ist seine privilegierte materielle Situation wichtig. Zugleich wird deutlich, dass hiermit nicht nur die eigene Lage markiert, sondern auch ein Abstand zu den auf dieser Dimension „unterlegenen“ Bevölkerungsgruppen hergestellt wird („ein ganz normaler Angestellter“). Dadurch wird nicht nur die eigene Privilegierung akzentuiert, sondern es werden implizit auch andere anhand sozioökonomischer Maßstäbe beschrieben, indem diesen die an sich selbst identifizierten Merkmale abgesprochen werden.

Sozioökonomische Selbstdefinitionen stützen sich aber nicht nur auf die materielle Lage, sondern

auch auf immaterielle Aspekte, wie etwa eine größere Sicherheit und Sorglosigkeit in der Lebensgestaltung. Die Selbstbeschreibungen von Interviewten aus der oberen Mittelschicht sowie die Charakterisierung von Angehörigen ihres engeren Umfeldes (Freunde und Bekannte) verdeutlichen dies: „[A]lso Leute um mich herum“, erläutert etwa eine selbstständige Quartiersmanagerin, „sind in der Regel gut qualifiziert und gut beschäftigt, sind zum Teil auch schon in Rente. Alle gut abgesichert. Können sich schöne Urlaube leisten, gute Wohnungseinrichtung, Kultur“ (Interview D-1). Und ein ehemaliger Fachhochschulprofessor beschreibt die Menschen, die er zur oberen Mittelschicht zählt, „so, dass sie über ihren Lebensstandard nicht nachdenken müssen, dass man auf Preise nicht achten muss, sondern das konsumiert, was einem gefällt“ (Interview B-4).

Wie diese Beispiele verdeutlichen, definieren Befragte aus der oberen Mittelschicht sich selbst und implizit auch andere anhand sozioökonomischer Merkmale. Diejenigen, die sich zur Arbeiter-/Unterschicht zählen, stützen sich dagegen nur bei der Beschreibung anderer auf sozioökonomische Kriterien. Dabei wird den als benachteiligt angesehenen Schichten häufig ein niedriger Lebensstandard attestiert, der sich u. a. in der Wohnungsgröße und -lage äußert. So erläutert ein 26-jähriger Facharbeiter, nachdem er die Existenz verschiedener Schichten in Deutschland konstatiert hat, auf Nachfrage, wie er deren Angehörige beschreiben würde:

„Also die untere Schicht [...] sind diejenigen, die nicht so viel Geld verdienen und denen es auch nicht so gut geht, die in einer kleinen Wohnung in irgendeinem Block wohnen. So, und die mittlere Schicht sind für mich diejenigen, die gutes, wirklich mehr Geld verdienen und die in einer schönen Wohnung, in einem Haus wohnen. Und die gehobene Schicht sind einfach Führungskräfte oder irgendwelche, ich sag' mal, Nachwuchskräfte, oder Ingenieure, sag' ich mal an der Stelle.“ (Interview A-2)

Auch hier wird deutlich, dass sozioökonomische Grenzen nicht nur anhand materieller Güter, sondern auch anhand immaterieller Aspekte – wie hier der Wohnlage – gezogen werden. Sehr anschaulich beschreibt in ähnlicher Weise eine junge Langzeitarbeitslose Leute, „denen's gut geht“:

„Ja, einfach materiell sorgloser. Ich weiß nicht, die haben wahrscheinlich andere Probleme, aber die haben ein Auto vor der Tür, die wissen, wie sie den Tank voll machen, [...] da ist halt einfach sehr viel weniger Nachdenken, und jetzt mit so wenig Geld irgendwie, ich fahr' auch extra in Supermärkte, wo jetzt irgendwie eine Sache zehn Cent billiger ist.“ (Interview C-1)

Sozioökonomische Grenzziehungen stützen sich somit nicht nur auf einzelne materielle Aspekte (z. B. Einkommen oder Beruf), sondern auch auf immaterielle Gesichtspunkte, die zusammen ein kompaktes Bild ungleicher Lebenslagen ergeben. Während sich privilegierte Lebenslagen durch eine autonome Lebensgestaltung sowie sorglosen Konsum und Genuss auszeichnen, sind benachteiligte Lagen von Existenzsorgen, geringer Planbarkeit und täglichem Rechnen mit wenig Geld geprägt. Hierdurch werden Abstände zwischen Privilegierung und Benachteiligung markiert.

5.2.2 „Das wäre das Entscheidende, was man ausgibt. Theater, Konzerte, nicht unbedingt die BILD-Zeitung kauft...“ – Kulturelle Grenzziehungen

Die quantitativen Analysen haben auf die große Bedeutung kultureller Merkmale für die Selbstdefinition in höheren Schichten hingewiesen, die jedoch nur eingeschränkt über die Wichtigkeit von Intelligenz bei engen Freunden oder Kreativität bei sich selbst operationalisiert werden konnten. Die qualitativen Befunde erweitern das inhaltliche Bild kultureller Grenzen deutlich: Neben Aspekten von Intelligenz und Kompetenz sind es besonders die Ausübung hochkultureller Praktiken und ein bestimmtes Maß an Kultiviertheit und Bildung, die für die Selbstdefinition von Angehörigen höherer Schichten eine Rolle spielen. Mit Blick auf die alltagspraktische Abgrenzung von anderen zeigt sich, dass Interviewte aus der oberen Mittelschicht sich nicht nur anhand dieser Eigenschaften definieren, sondern sie zugleich auch Mitgliedern der unteren Schichten absprechen. Daher sind deren kulturelle Abgrenzungen, sofern sie sie überhaupt vornehmen, defensiver Natur. Insgesamt ziehen Befragte, die sich in der Arbeiter-/Unterschicht verorten, kaum kulturelle Merkmale heran, um sich selbst (und andere) zu definieren. Worauf sich kulturelle Grenzziehungen im Einzelnen stützen und wie kulturelle Merkmale in alltagsweltlichen Abgrenzungsprozessen angewendet werden, wird nun genauer nachgezeichnet.

Einen typischen Fall für Bedeutung kultureller Grenzziehungen im Rahmen von Selbst- und Fremdbeschreibungen stellt ein ehemaliger Fachhochschulprofessor dar. Für ihn sind *hochkulturelle Praktiken* – besonders klassische Musik – sehr wichtig, und für die Populärkultur oder den „Mainstream“ hat er nur wenig Verständnis. Er rechnet sich selbst zur oberen Mittelschicht, und seine Beschreibung dieser Gruppe ist instruktiv. Neben ihrer komfortablen materiellen Lage sei für sie besonders

eine rege Ausübung hochkultureller Aktivitäten charakteristisch:

„Ich meine, das wäre das Entscheidende, und dass man natürlich auch ... was man ausgibt, bevorzugt viel Kultur konsumiert, Theater, Konzerte, sagen wir mal so etwas, dafür ein großes Budget hat, den entsprechenden Bücherschrank und so, nicht unbedingt die BILD-Zeitung kauft.“ (Interview B-4)

Als entscheidendes Zugehörigkeitskriterium zur oberen Mittelschicht wird demnach nicht allein die sozioökonomische Lage, sondern auch das entsprechende kulturelle Kapital betrachtet. Die Ausübung der „richtigen“ kulturellen Praktiken hat eine wichtige symbolische Funktion. So empfindet dieser Befragte die Lektüre von Boulevardzeitungen als „eklig“, insbesondere wenn er seine eigenen Freunde und Bekannten zum Teil dabei ertappt. Die regulären Leser dieser Zeitungen hält er für „ungebildet, leichtgläubig, bequem“ und rechnet sie den unteren sozialen Schichten zu. Deren Angehörige beschreibt er folgendermaßen:

„Ja, vor allen Dingen mit ihrem Verhalten, was sie ... wie sie ihre Freizeit verbringen, das ist wohl das Entscheidende dabei. Wo man viele eben regelmäßig in der Kneipe antrifft, und da sich ihre Erbauung suchen, ja, letztendlich dann, wo sie sich bewegen. Welche Veranstaltungen abends eben auch noch in Frage kommen, vor allen Dingen welcher Art zum Beispiel die Musik ist, die sie lieben, das geht ja bis zu ... also jetzt Hardrock und diese Dinge [...]. Und das ist auch schon ein Zeichen dabei, wo man einzuordnen ist [...].“ (Interview B-4)¹⁴

Diese Äußerung illustriert, dass kulturelle Praktiken als „Marker“ der Schichtzugehörigkeit gelten. Die Angehörigen der unteren Schichten werden etwa anhand ihrer bevorzugten Musikrichtung, ihrer Zeitungslektüre oder ihrer Nicht-Teilnahme an hochkulturellen Veranstaltungen „erkannt“.

Kulturelle Praktiken werden überdies als ein Signal für den *Bildungsgrad* ihrer „Träger“ angesehen. Der im vorherigen Abschnitt zitierte Betriebswirt etwa beschreibt Angehörige unterer Schichten als „Leute, die auch eher aufs Volksfest gehen als zum Beispiel ins Theater oder in die Oper zu gehen, Leute die in der Regel einfachere Tätigkeiten machen, [...], also die keinen akademischen Titel haben, die keine Universität besucht haben, eher Leute mit geringerem Schulabschluss, [...], also Hauptschule

und Realschule“ (Interview B-1). So ergibt sich ein kompaktes, nahezu stereotypes Bild der unteren Gesellschaftsschichten, in dem nicht nur materielle Benachteiligung ihre Lebenslage prägt, sondern auch geringe Bildung und mangelnde Vertrautheit mit der Hochkultur.

Darüber hinaus werden kulturelle Grenzen aber auch explizit auf der Grundlage von Bildung gezogen. Bildung ist nicht nur ein wichtiges Zugehörigkeitskriterium zu den höheren Schichten an sich, sondern kann *innerhalb* selbiger nochmals zu Abstufungen herangezogen werden (Lamont 1992: 88-98). Eine selbstständige Grafikerin erläutert dies folgendermaßen:

„[Bei gleichem Einkommen, sagen wir mal, zwei Herren, die jetzt 'n Millionen-Jahreseinkommen haben, gehören sie auf der einen Seite in eine Schicht, und die Trennung in dieser Schicht passiert dann wieder, wenn der eine beispielsweise 'n ganz anderen Bildungsstandard hat, so Klischee-Beispiel: im Lotto gewonnen oder Handwerker, oder was weiß ich, der mit Glück hochgekommen ist oder so. Da entstehen ja schon auch gesellschaftliche Unterschiede.“ (Interview D-4)

Befragte, die sich der oberen Mittelschicht zurechnen, grenzen sich so explizit von Personen ab, die zwar unter sozioökonomischen Gesichtspunkten privilegiert sind, jedoch nicht über den entsprechenden Bildungsstand oder ein hinreichendes Maß an Kultiviertheit verfügen. So findet der bereits zitierte Betriebswirt, dass Menschen, „die materiell sehr viel zugenommen haben, aber [...] aus einer niedrigeren sozialen Schicht kommen, dann sind das oft sehr laute, schreiende Leute, und sie müssen zeigen, was sie haben“ (Interview B-1). Personen dagegen, die schon über mehrere Generationen der „Oberschicht“ angehört, seien dagegen „doch eher reservierter“ in ihrem Verhalten. Die Bedeutung von Bildung erschöpft sich damit nicht allein im Besitz höherer Bildungszertifikate, sondern umfasst auch Verhaltensaspekte.

Hochkulturelle Praktiken, Bildung und Kultiviertheit sind für die Angehörigen der oberen Mittelschicht vorrangig Merkmale, mit denen sie sich von den unteren Schichten abgrenzen (Rössel & Pape 2009: 62). Dementsprechend sind die seltenen kulturellen Abgrenzungen von Mitgliedern unterer Schichten eher defensiv. Ein Facharbeiter etwa erklärt, sich gegenüber den Führungskräften in seinem Betrieb unterlegen zu fühlen, weil diese über ein Hochschulstudium, mehr Wissen und einen größeren Wortschatz verfügten: „[M]an hat oftmals das Gefühl, doch nicht auf Augenhöhe zu sein, sondern Leuten gegenüber zu stehen, die irgendwo zumindest einem rhetorisch überlegen sind, [...] [und]

¹⁴ Zur Bedeutung musikalischer Genres für symbolische Grenzziehungen vgl. Bryson (1996). Interviewte der oberen Mittelschicht orientieren sich an der Hochkultur, während die Populärkultur zur negativen Abgrenzung dient. Dies steht im Einklang mit quantitativen Befunden zur Bedeutung von Hoch- und Populärkultur in Deutschland (Neuhoff 2001; Rössel 2006).

da eben ihre Überlegenheit a) zeigen und b) auch versuchen auszuspähen“ (Interview A-3). Sprachliche Kompetenz und Sprachgebrauch sind in den unteren Schichten somit bedeutsame Demarkationslinien für die Abgrenzung „nach oben“.

Zugleich nehmen auch Angehörige der oberen Schichten kulturelle Grenzbeziehungen „nach oben“ anhand der Kriterien von Intelligenz und Kompetenz vor, d. h. gegenüber Personen, die sie in diesen Hinsichten als über sich stehend wahrnehmen. Im Vergleich zur Arbeiter-/Unterschicht geht dies jedoch weniger mit Unterlegenheitsgefühlen als vielmehr mit Anerkennung und Bewunderung einher. So äußern einige Interviewte aus der oberen Dienstklasse, zu Personen aufzublicken, die auf einem bestimmten Gebiet über größere Kompetenzen verfügen als sie selbst oder die sie für intelligenter halten. Eine 40-jährige Personalberaterin erläutert, dass sie Menschen bewundere, „die mir einfach geistig überlegen sind. [...] Oder Menschen, die was Großes entdeckt haben. Oder einfach, die Sachen leichter durchdringen als ich. Da habe ich einfach Ehrfurcht vor, Respekt, ja, das finde ich toll“ (Interview D-2). Auf derselben Linie erklärt der frühere Professor, dass er „intelligenterer Kollegen hatte, die auch also dann wirklich etwas gebracht haben, wo ich sagte, ‚Hut ab, das hätte ich nicht geschafft.‘“ (Interview B-4).

Diese Beispiele illustrieren die Bedeutung kultureller Grenzbeziehungen für die Selbst- und Fremddefinition von Befragten aus den höheren Schichten. Sie ordnen andere anhand hochkultureller Praktiken, Bildung, Intelligenz und Kompetenz einer bestimmten Gesellschaftsschicht zu (Rössel & Pape 2009: 62) und grenzen sich aufgrund dieser Kriterien „nach unten“ hin ab – nicht zuletzt, indem sie den unteren Schichten die entsprechenden Eigenschaften absprechen.

5.2.3 „Denen geht's eben gut, aber die nehmen ja eigentlich auch nicht wahr, dass es anderen Leuten schlechter geht...“ – Moralische Grenzbeziehungen

Neben sozioökonomischen und kulturellen Merkmalen definieren Akteure sich und andere auch aufgrund moralischer Aspekte. Im Unterschied zu den Befunden bei Lamont (2000) und Southerton (2002), nach denen sich insbesondere die unteren Schichten anhand moralischer Kriterien definieren, zeigen die quantitativen Analysen kein vergleichbar starkes schichtspezifisches Muster.

Die qualitativen Daten helfen, dies zu plausibilisieren. Sie zeigen, dass sich Befragte aus unteren und

oberen Schichten anhand *je unterschiedlicher moralischer Gesichtspunkte* beschreiben und von anderen abgrenzen. Insbesondere in ihren Selbstdefinitionen betonen sie solche Charaktereigenschaften und Werthaltungen, die die Eigengruppe in ein positives Licht rücken und deren negatives Gegenbild zugleich der Charakterisierung anderer Gruppen dient. So beschreiben Befragte der unteren Schichten sich selbst und Mitglieder der Eigengruppe als solidarisch, während sie privilegierte Schichten als gierig und egoistisch charakterisieren. Interviewte der oberen Schichten teilen dies in gewissem Maße, verweisen ihrerseits jedoch auf die (sozio-)kulturelle Verwahrlosung der Armen und deren Mangel an Selbstdisziplin – Eigenschaften also, die mit ihrem eigenen Selbstbild kontrastieren (vgl. die vorherigen Abschnitte). Wie sehen nun die moralischen Grenzbeziehungen im Einzelnen aus?

Insbesondere Grenzbeziehungen „nach oben“ sind ambivalent. Während Interviewte aus der oberen Mittelschicht Personen in privilegierten Lagen – d. h. sich und ihrer Ingroup – neben negativen auch positive Eigenschaften wie z. B. Zielstrebigkeit, Beharrlichkeit, Disziplin, Durchsetzungsvermögen, Einsatzwille, Leistungsbereitschaft und Ehrgeiz zugestehen¹⁵, dominieren in den Wahrnehmungen der Arbeiter-/Unterschicht negative Attributionen. Insgesamt überwiegen so negative Zuschreibungen. Diese lassen sich zu einem Bild der „unmoralischen Reichen“ verdichten, in dessen Rahmen der Egoismus, die Gier, die Rücksichtslosigkeit sowie die Arroganz privilegierter Bevölkerungskreise kritisiert werden. Solch negative Zuschreibungen werden von Befragten aus beiden Gruppen vorgenommen, wie das von mehreren Interviewten genannte Beispiel der Nutzung von „Steuerschlupflöchern“ durch Wohlhabende zeigt. So begrüßt z. B. ein Unternehmer nicht nur den Grundsatz der Steuerprogression, sondern wünscht sich „eben nicht so viele Steuerschlupflöcher, die solche Leute viel mehr wahrnehmen als vielleicht der kleine einkommensschwächere Mitbürger“ (Interview B-5). Ein anderer (ehemaliger) Unternehmer denkt über einige wohlhabende Menschen, dass sie nur „ihre eigene Situation [sehen] und sagen, ‚Okay, mir geht's gut, das ist die Hauptsache, alles andere interessiert mich nicht‘“ (Interview B-6). Egoismus wird den „Reichen“ ebenfalls von Angehörigen niedrigerer Schichten zugeschrieben. Ein Facharbeiter erklärt dies an einem alltäglichen Beispiel:

¹⁵ Ein Unternehmer etwa meint, solche Menschen seien „zielstrebig, diszipliniert in der Regel, einsatzwillig und sich einbringend. Ja, [...] leistungswillig“ (Interview B-5).

„[D]enken sie mal an 'n Restaurant, da zahlen wir immer ganz gerne 'n bisschen Trinkgeld, weil wir wissen, wie die Kellner darauf angewiesen sind oder wie gern das auch gesehen wird. So, und jetzt gucken sie mal 'n Typ an, der richtig Kohle hat. Da können sie auf 'n Trinkgeld teilweise warten oder wenn, denn kriegen sie grade mal 'n paar Cent, weil die sitzen wirklich auf dem Geld.“ (Interview A-3)

Hier wird deutlich, wie dem Egoismus und Geiz derer, die „richtig Kohle“ haben, die eigene Solidarität mit den Beziehern geringer Einkommen gegenübergestellt wird. Moralische Grenzziehungen operieren in der praktischen Anwendung damit – wie schon zuvor für sozioökonomische und kulturelle Grenzziehungen festgestellt – in zwei Richtungen: Indem man „den anderen“ eine bestimmte Eigenschaft abspricht bzw. ein negatives Attribut zuschreibt (z. B. Solidarität oder Egoismus), kann man den eigenen Abstand zu derartigen Eigenschaften markieren und sich selbst in einem günstigeren Licht definieren. Entsprechend steht dem negativen Bild „unmoralischer Reicher“ in der Selbstdefinition der unteren Schichten die Zuschreibung eines stärkeren Zusammenhalts und größerer Solidarität gegenüber. Eine einfache Angestellte, die sich selbst der Unterschicht zurechnet, erläutert dies anschaulich. Auf die Frage, wie sie Angehörige ihrer eigenen Schicht beschreiben würde, antwortet sie:

„Die sind meiner Meinung nach, was ich mitkriege, sehr hilfsbereit. Auch gegenüber anderen Menschen, denen's noch schlechter geht. [...] Und die halten auch mehr zusammen, ist mir aufgefallen. Die lassen sich nicht so schnell unterkriegen wie jetzt 'n Bessergestellter. [...] Die halten zusammen und helfen sich gegeneinander. Egal wie. Und wenn das 'n Möbelaustausch ist, kriegt das eine Kind mal das Bett geschenkt, die andere Mutter braucht 'n neues, weil das kaputt ist. [...] Das meine ich damit, die helfen sich miteinander und nicht gegeneinander. Die halten einfach zusammen.“ (Interview C-6)

Interviewpartner, die sich der Arbeiter-/Unterschicht zurechnen, grenzen sich aber nicht nur „nach oben“ gegenüber den „unmoralischen Reichen“ ab, sondern auch „nach unten“ von den „unwürdigen Armen“ (Katz 1989). Attributionen der Unwürdigkeit sind insbesondere auf Arbeitslose bzw. Hartz IV-Empfänger gerichtet und thematisieren deren mangelnde Arbeitsethik. Deutlich wird dies z. B. in der Aussage eines jungen Facharbeiters, der meint dass jeder Arbeitsfähige, der nur hinreichend motiviert und arbeitswillig sei, einen Arbeitsplatz finden könne. Er vertritt sehr dezidiert die Auffassung, dass „jeder, der jetzt behauptet, er findet keine Arbeit, der lügt“ (Interview A-2). Zwar gesteht er ein, dass Arbeitslosigkeit auch von der wirtschaftlichen Lage eines Landes abhängen und

Ungelernte größere Schwierigkeiten bei der Jobsuche hätten, doch grundsätzlich hält er an seiner Überzeugung fest: „[...] also jemand, der will und der kann, der wird auch was finden“ (Interview A-2).

Hinzu kommt, dass die soziale Lage armer Schichten für einige Befragte nicht nur durch materielle Benachteiligung, sondern auch durch eine „soziokulturelle Verwahrlosung“ gekennzeichnet ist. Hierzu zählen sie u. a. den Verlust von Zeitstrukturen und klaren Tagesabläufen, eine starke Gegenwarts- und Konsumorientierung, die Vernachlässigung der Kinder oder ein schädliches Gesundheitsverhalten (z. B. hoher Tabak- und Alkoholkonsum). Dieses Bild bringt z. B. eine Personalberaterin plastisch zum Ausdruck:

„Und wenn ich an Familien denke, wo die Eltern eben diese Erfahrung [der Arbeitslosigkeit, d. Verf.] machen und nicht mehr in der Lage sind, auch ein Haushaltseinkommen zu sichern, da sind es dann häufig auch die Kinder, die die Eltern noch stützen. Die selbst den Wecker stellen, wenn sie zur Schule gehen und dann die Eltern wecken. Und dann wieder sagen, wenn sie nach Hause kommen: ‚Jetzt müssen wir aber Mittag essen‘. Oder womöglich die Eltern aus der Kneipe abholen.“ (Personalberaterin, Interview D-2)

Derartige Wahrnehmungen prägen in den oberen Schichten das Bild armer Lebenslagen¹⁶ stärker als unter den Angehörigen niedriger Schichten, wenngleich sie auch diesen nicht unbekannt sind. Parallel zu der Vorstellung „unmoralischer Reicher“ existiert in der Wahrnehmung der Interviewten ein kompaktes Bild „unwürdiger und verwahrloster Armer“. Die beiden Extrempole sozialer Ungleichheit werden so in nahezu stereotypen Personifizierungen repräsentiert, die von moralischen Zuschreibungen und Konnotationen geprägt (vgl. Schwartz 1981: 36) und über die Gruppen hinweg bekannt sind. Komplementär hierzu existieren kontrastierende Selbstbilder, die sich in den unteren Schichten an einer Ethik der Solidarität und des Abgebens, in den oberen Schichten an einer Ethik der Leistung, Disziplin und Kultiviertheit orientieren.

Diese Befunde illustrieren die Operationsweise symbolischer Grenzziehungen besonders deutlich: Beide Gruppen betonen in ihren Selbstbeschreibungen

¹⁶ In den Interviews finden sich Hinweise darauf, dass derartige Wahrnehmungen unter den Angehörigen der oberen Mittelschicht teils auf medialen Repräsentationen der „Armen“ fußen. Einzelne Befragte verweisen etwa auf entsprechende Zeitungs- oder Fernsehberichte. Inwieweit ihre Ansichten hierdurch beeinflusst werden, war jedoch nicht Teil der Fragestellung und ist mit den vorliegenden Daten nicht systematisch zu eruieren.

gen diejenigen moralischen Eigenschaften, welche die Eigengruppe positiv darstellen und zugleich als Abgrenzungsfolie gegenüber anderen dienen, indem jenen die entsprechenden Attribute abgesprochen werden. Relativ betrachtet erscheinen moralische Orientierungen für das Selbstbild der unteren Schichten mangels alternativer Maßstäbe etwas bedeutsamer als für die oberen Schichten, die sich auch auf kulturelle und sozioökonomische Aspekte stützen.

5.3 Integrierte Betrachtung und Zusammenfassung der Ergebnisse

Worin besteht nun der Mehrwert der Methodenkombination? Das Mixed-Methods-Design ist nötig, weil die Forschungsfragen – nach der Schichtspezifik symbolischer Grenzen einerseits, ihrer inhaltlichen Gestalt und alltagspraktischen Anwendung andererseits – nur anhand unterschiedlicher Daten und Analyseverfahren beantwortet werden können. Somit besteht der Mehrwert auf der *inhaltlichen Ebene* in dem umfassenderen und vollständigeren Bild symbolischer Grenzen in der deutschen Sozialstruktur, das eine Methode allein so nicht erbringt. Zugleich ermöglicht der Mixed-Methods-Ansatz die Betrachtung unterschiedlicher *analytischer Dimensionen* symbolischer Grenzbeziehungen: Während die quantitativen Analysen Aufschluss über strukturelle Aspekte symbolischer Grenzen geben (Schichtspezifik), beleuchten die qualitativen Analysen nicht nur ihre Inhalte, sondern auch ihre prozessuale Dimension (alltagsweltliche Abgrenzungen).¹⁷

Wie kann man vor diesem Hintergrund die Befunde zusammenfassen? Zunächst lässt sich festhalten, dass auch in Deutschland, wo symbolische Grenzbeziehungen bislang nicht erforscht worden sind, die Angehörigen verschiedener Schichten sich selbst anhand sozioökonomischer, kultureller und moralischer Merkmale definieren und von anderen abgrenzen. Die qualitative Rekonstruktion der diesbezüglichen *Inhalte* zeigt, dass sich sozioökonomische Grenzbeziehungen auf objektive Aspekte des materiellen Lebensstandards (z. B. berufliche Stellung, materielle Lage) und auf „immaterielle“ Gesichtspunkte desselben (z. B. autonome Lebensführung, Wohnlage) stützen. Kulturelle Abgrenzungen werden – wie man nach Bourdieu vermuten würde – einerseits anhand hochkultureller Praktiken vorge-

nommen, andererseits aber auch durch Bildung, Kultiviertheit, Intelligenz und Kompetenz. Moralische Grenzen stellen meist auf bestimmte Werthaltungen (z. B. Solidarität) und Charaktereigenschaften (z. B. Disziplin, Ehrgeiz oder das Arbeitsethos) ab.

Symbolische Grenzen werden zudem nicht zufällig gezogen. Die quantitativen Analysen verdeutlichen, dass ein *systematisches schichtspezifisches Abgrenzungsmuster* besteht: Angehörige höherer Schichten definieren sich selbst anhand ihrer privilegierten materiellen Lage und ihres kulturellen Kapitals – ein Muster, das im Wesentlichen mit den Befunden der internationalen Forschungsliteratur übereinstimmt (Kern 1997; Lamont 1992; Lamont et al. 1996; Pachucki et al. 2007). Lediglich die Schichtspezifik moralischer Grenzen scheint in Deutschland weniger stark ausgeprägt als in anderen Ländern (Lamont 2000; Southerton 2002). Dies wird auch in den qualitativen Interviews deutlich, die zeigen dass Angehörige unterer wie oberer Schichten sich selbst und die jeweils andere Gruppe anhand moralischer Kategorien beurteilen: So nehmen Befragte aus den unteren Schichten sich selbst (bzw. ihre Ingroup) als solidarischer wahr als Angehörige höherer Schichten, denen sie negative Eigenschaften wie Arroganz, Gier, Rücksichtslosigkeit und Egoismus unterstellen. Interviewte aus der oberen Mittelschicht teilen diese Wahrnehmungen für einzelne Mitglieder ihrer Eigengruppe, attestieren den unteren Schichten aber einen Mangel an Bildung, Kultiviertheit und hochkultureller Praxis – Eigenschaften, die für ihre Selbstdefinition zentral sind.

Hieran wird die *Dynamik symbolischer Abgrenzungsprozesse* in der Alltagspraxis sichtbar: Positive Eigenschaften und Attribute, die Akteure sich selbst zuschreiben, können auch zur Abgrenzung von anderen dienen – nämlich indem ihnen ein Mangel an eben jenen Eigenschaften unterstellt wird. Selbstbeschreibungen sind insofern zugleich auch Fremdcharakterisierungen. „[T]he identification of others, *their* definition according to criteria of *our* adoption (which they may neither accept nor recognise)“, so Jenkins (1996: 83) in seiner Beschreibung sozialer Identifikationsprozesse, „is often a feature of defining ourselves“ (Hervorhebung i. O.).

Dies lässt sich mit der Theorie sozialer Identität erklären (Tajfel 1978; Tajfel & Turner 1986). Akteure streben nach einer positiven sozialen Identität, die auf günstigen Vergleichsergebnissen mit anderen beruht. Insbesondere bei für das Selbstbild (potenziell) ungünstigen Vergleichen ziehen sie sol-

¹⁷ Zu methodologischen Aspekten der Methodenkombination siehe Kelle (2008) sowie Kelle & Erzberger (1999, 2001).

che Eigenschaften heran, welche die eigene Ingroup positiv und Outgroups negativ erscheinen lassen. Die symbolischen Grenzziehungen verschiedener Schichten lassen sich so in Zusammenhang mit ihrer Ressourcenausstattung bringen: Während den höheren Schichten eine positive Selbstbewertung auf der Basis ihres sozioökonomischen und kulturellen Kapitals leichter möglich und eine Kategorisierung anderer im Lichte dieser Merkmale zugleich wahrscheinlicher ist, bietet sich den unteren Schichten in dieser Hinsicht kaum eine Grundlage für eine positive Selbstdefinition. Im Vergleich zu anderen Ländern scheinen moralische Grenzen in Deutschland nicht per se einer ähnlich starken Schichtspezifik zu unterliegen: Sie werden sowohl von Angehörigen unterer wie oberer Schichten gezogen, wenngleich sie jeweils unterschiedliche moralische Orientierungen betonen und diese für die Selbstdefinitionen in unteren Schichten etwas bedeutsamer sind. Angesichts dieses Befundes ist fraglich, inwiefern das von Lamont (Lamont et al. 1996; Lamont 2000) und anderen Autoren (z. B. Southerton 2002) rekonstruierte schichtspezifische Muster auf Deutschland übertragbar ist.¹⁸

6. Diskussion

Dieser Artikel hat das Konzept der symbolischen Grenzziehungen als Ergänzung subjektorientierter Ansätze in der Sozialstrukturanalyse vorgeschlagen und seine Anwendung anhand quantitativer und qualitativer Daten illustriert. Im Vergleich zur Milieu- und Lebensstilforschung stellt es die wechselseitigen Klassifikations- und Abgrenzungsprozesse der Akteure in den Mittelpunkt der empirischen Analyse und will damit einen wichtigen Beitrag zur Einlösung eines zentralen Anspruchs einer subjektorientierten Sozialstrukturanalyse leisten: empirisch Auskunft über subjektiv und lebensweltlich bedeutsame Anker der sozialen Identifikation zu geben. Wo liegen darüber hinaus die Vorteile und Potenziale dieses Konzepts für die Sozialstrukturanalyse?

Zum einen liegt ihm ein *mehrdimensionales Verständnis der Grundlagen sozialer Identifikationsprozesse* zu Grunde. Symbolische Grenzen werden nicht nur anhand sozioökonomischer, sondern auch anhand kultureller und moralischer Kriterien gezogen. Das Konzept der symbolischen Grenzziehungen

bietet so einen integrativen Rahmen, der systematisch die in der Milieu- und Lebensstilforschung fokussierten subjektiven Aspekte der Sozialstruktur (kulturelle Praktiken, moralische Wertorientierungen) berücksichtigt, gleichzeitig aber deren Beziehung zu den objektiven (sozioökonomischen) Merkmalen der Sozialstruktur herausstellt. Somit lässt sich eine *Verbindung zu den traditionellen „vertikalen“ Ungleichheitskategorien* ziehen und die unfruchtbare Entgegensetzung von Klassen und Schichten einerseits und Milieus und Lebensstilen andererseits überwinden (Rössel 2005).

Zum anderen bietet die Verknüpfung mit der Theorie sozialer Identität das Potenzial einer *stärker erklärenden Perspektive* in der subjektorientierten Sozialstrukturanalyse. Während an der Milieu- und Lebensstilforschung häufig ihre deskriptive Ausrichtung kritisiert wurde (so etwa Otte 2004: 45; Solga et al. 2009: 39), lassen sich mit sozialpsychologischen Identitätstheorien Erklärungen auf der Mikroebene für schichtspezifische Abgrenzungsmuster formulieren. Dadurch wird das Konzept symbolischer Grenzziehungen zugleich theoretisch angereichert, da bisherige Studien – wohl aufgrund der meist qualitativ-induktiven Vorgehensweise – gruppenspezifische Grenzziehungen oft mit Verweis auf situative oder kontextuelle Besonderheiten, nicht aber mit Hilfe eines allgemeinen theoretischen Mechanismus erklären (Kern 1997; Lamont 1992; Southerton 2002). Die hier skizzierte Verknüpfung versteht sich als ersten Schritt in diese Richtung.

Diese Vorzüge sprechen meines Erachtens dafür, die Analyse symbolischer Grenzziehungen zu einem festen Bestandteil subjektorientierter Sozialstrukturanalyse zu machen. Für zukünftige Untersuchungen bieten sich vielfältige Anschlussmöglichkeiten, so etwa die Untersuchung symbolischer Grenzziehungen hinsichtlich anderer Formen kategorialer Ungleichheit wie Geschlecht, Region oder Ethnizität (vgl. dazu Sutterlüty & Walter 2005). Darüber hinaus besteht zur Frage, wie aus symbolischen Grenzen soziale Grenzen werden, d. h. in welcher Weise symbolische Klassifikations- und Abgrenzungsmuster zur Genese und Reproduktion objektiver Ungleichheiten beitragen, noch großer Forschungsbedarf (Pachucki et al. 2007). Hier bieten sich fruchtbare Gelegenheiten zur Integration „subjektorientierter“ und „objektiver“ Perspektiven in der Sozialstrukturanalyse.

¹⁸ Für die USA könnte man vermuten, dass die starke Schichtspezifik moralischer Grenzen mit der starken Polarisierung moralischer Themen zusammenhängt (Prasad et al. 2009).

Literatur

- Argyle, M., 1994: *The Psychology of Social Class*. London: Routledge.
- Bail, C.A., 2008: The Configurations of Symbolic Boundaries against Immigrants in Europe. *American Sociological Review* 73: 37–59.
- Beck, U., 1983: Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, soziale Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. S. 35–74. in: R. Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten*. Soziale Welt Sonderband 2, Göttingen: Schwarz.
- Bennett, T., M. Savage, E. Silva, A. Warde, M. Gayo-Cal & D. Wright, 2010: *Culture, Class, Distinction*. London, New York: Routledge.
- Berger, P.A. & S. Hradil, 1990: *Lebenslagen – Lebensläufe – Lebensstile*. Sonderband 7 der Sozialen Welt. Göttingen: Schwartz.
- Bourdieu, P., 1982: *Die feinen Unterschiede*. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bryson, B., 1996: Anything but Heavy Metal: Symbolic Exclusion and Musical Dislikes. *American Sociological Review* 61: 884–899.
- Creswell, J.W., 2009: *Research Design. Qualitative, Quantitative, and Mixed Approaches*. London: SAGE.
- Crocker, J. & B. Major, 1989: Social Stigma and Self-Esteem: The Self-Protective Properties of Stigma. *Psychological Review* 96: 608–630.
- Davis, N.J. & R.V. Robinson, 1991: Men's and Women's Consciousness of Gender Inequality: Austria, West Germany, Great Britain and the United States. *American Sociological Review* 56: 72–84.
- DeMaris, A., 2002: Explained Variance in Logistic Regression: A Monte Carlo Study of Proposed Measures. *Sociological Methods and Research* 31: 27–74.
- Erikson, R. & J.H. Goldthorpe, 1992: *The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Societies*. Oxford: Clarendon.
- Festinger, L., 1954: A Theory of Social Comparison Processes. *Human Relations* 7: 117–140.
- Gerhards, J., 2008: *Die kulturell dominierende Klasse in Europa: Eine vergleichende Analyse der 27 Mitgliedsländer der Europäischen Union im Anschluss an die Theorie von Pierre Bourdieu*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 60: 723–748.
- Goerres, A. & K. Prinzen, 2012: Using Mixed Methods for the Analysis of Individuals: A Review of Necessary and Sufficient Conditions and an Application to Welfare State Attitudes. *Quality and Quantity* 46: 415–450.
- Gorman, T.J., 2000: Cross-Class Perceptions of Social Class. *Sociological Spectrum* 20: 93–120.
- Greene, J.C., V.J. Caracelli & W.F. Graham, 1989: Toward a Conceptual Framework for Mixed-Method Evaluation Designs. *Educational Evaluation and Policy Analysis* 11: 255–274.
- Hammersley, M., 2008: Troubles with Triangulation. S. 22–36. in: M.M. Bergman (Hrsg.), *Advances in Mixed Methods Research. Theories and Applications*, London: Sage.
- Hermann, D., 2004: Bilanz der empirischen Lebensstilforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 56: 153–179.
- Hoetker, G., 2007: The Use of Logit and Probit Models in Strategic Management Research: Critical Issues. *Strategic Management Journal* 28: 331–343.
- Hörning, K.H. & M. Michailow, 1990: *Lebensstil als Vergesellschaftungsform. Zum Wandel von Sozialstruktur und sozialer Integration*. S. 501–521. in: P.A. Berger & S. Hradil (Hrsg.), *Lebenslagen – Lebensläufe – Lebensstile (Sonderband 7 der Sozialen Welt)*, Göttingen: Schwartz.
- Hradil, S., 1987: *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, S., 2001a: Eine Alternative? Einige Anmerkungen zu Thomas Meyers Aufsatz „Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung“. *Soziale Welt* 52: 273–282.
- Hradil, S., 2001b: *Soziale Ungleichheit in Deutschland*. Opladen: Leske + Budrich.
- Jackman, M.R. & R.W. Jackman, 1983: *Class Awareness in the United States*. Berkeley: University of California Press.
- Jenkins, R., 1996: *Social Identity*. London: Routledge.
- Katz, M.B., 1989: *The Undeserving Poor. From the War on Poverty to the War on Welfare*. New York: Pantheon.
- Kelle, U., 2008: *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS.
- Kelle, U. & C. Erzberger, 1999: Integration qualitativer und quantitativer Methoden. *Methodologische Modelle und ihre Bedeutung für die Forschungspraxis*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 51: 509–531.
- Kelle, U. & C. Erzberger, 2001: Die Integration qualitativer und quantitativer Forschungsergebnisse. S. 89–133. in: S. Kluge & U. Kelle (Hrsg.), *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung*, Weinheim: Juventa.
- Kelle, U. & S. Kluge, 1999: Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Kelley, J. & M.D.R. Evans, 1995: Class and Class Conflict in Six Western Nations. *American Sociological Review* 60: 157–178.
- Kern, R.M., 1997: Boundaries in Use: The Deployment of Personal Resources by the Upper Middle Class. *Poetics* 25: 177–193.
- Kuckartz, U., 2006: Computerunterstützte Analyse qualitativer Daten. S. 453–478. in: A. Diekmann (Hrsg.), *Methoden der Sozialforschung. Sonderheft 44 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Wiesbaden: VS.
- Lamont, M., 1992: *Money, Morals, and Manners*. The

- Culture of the French and the American Upper-Middle Class. Chicago: University of Chicago Press.
- Lamont, M., 2000: The Dignity of Working Men. Morality and the Boundaries of Race, Class, and Immigration. Cambridge: Harvard University Press.
- Lamont, M. & V. Molnar, V., 2002: The Study of Boundaries across the Social Sciences. *Annual Review of Sociology* 28: 167–195.
- Lamont, M., J. Schmalzbauer, J., M. Waller & D. Weber, 1996: Cultural and Moral Boundaries in the United States: Structural Position, Geographic Location, and Lifestyle Explanations. *Poetics* 24: 31–56.
- Long, J.S., 1997: Regression Models for Categorical and Limited Dependent Variables. Thousand Oaks: Sage.
- Mazur, A., 1993: Signs of Status in Bridal Portraits. *Sociological Forum* 8: 273–283.
- Mewes, J., 2010: Ungleiche Netzwerke – Vernetzte Ungleichheit. Persönliche Beziehungen im Kontext von Bildung und Status. Wiesbaden: VS.
- Meyer, T., 2001: Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz. *Soziale Welt* 52: 255–272.
- Michailow, M., 1994: Lebensstil und soziale Klassifizierung. Zur Operationsweise einer Praxis sozialer Unterscheidung. S. 27–46. in: J.S. Dangschat & J. Blasius (Hrsg.), *Lebensstile in den Städten*, Opladen: Leske + Budrich.
- Mooser, J., 1983: Auflösung der proletarischen Milieus. Klassenbindung und Individualisierung in der Arbeiterschaft vom Kaiserreich bis in die Bundesrepublik. *Soziale Welt* 34: 270–306.
- Müller-Schneider, T., 2000: Stabilität subjektzentrierter Strukturen. Das Lebensstilmodell von Schulze im Zeitvergleich. *Zeitschrift für Soziologie* 29: 361–374.
- Müller-Schneider, T., 2003: Differenzierung des Milieugefüges? Eine zeitvergleichende Klassifikationsanalyse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 55: 782–794.
- Müller, H.-P., 1989: Lebensstile: Ein neues Paradigma der Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 41: 53–71.
- Müller, H.-P., 1992: Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mummendey, A., 1985: Verhalten zwischen Gruppen. Die Theorie der sozialen Identität. S. 185–217. in: D. Frey & M. Irle (Hrsg.), *Theorien der Sozialpsychologie*. Band II: Gruppen- und Lerntheorien, Bern: Huber.
- Neckel, S., 2003: Kampf um Zugehörigkeit. Die Macht der Klassifikation. *Leviathan* 31: 159–167.
- Neuhoff, H., 2001: Wandlungsprozesse elitärer und populärer Geschmackskultur? Die „Allesfresser-Hypothese“ im Ländervergleich USA/Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53: 751–772.
- Otte, G., 2004: Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung. Wiesbaden: VS.
- Otte, G., 2005: Hat die Lebensstilforschung eine Zukunft. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 57: 1–31.
- Pachucki, M.A., S. Pendergrass & M. Lamont, 2007: Boundary Processes: Recent Theoretical Developments and New Contributions. *Poetics* 35: 331–351.
- Pape, S., J. Rössel & H. Solga, 2008: Die visuelle Wahrnehmbarkeit sozialer Ungleichheit – Eine alternative Methode zur Untersuchung der Entkopplungsthese. *Zeitschrift für Soziologie* 37: 25–41.
- Pflüger, J., 2012: Triangulation in der arbeits- und industriesoziologischen Fallstudienforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 64: 155–173.
- Prasad, M., A.J. Perrin, B. Kieran, S.G. Hoffmann, K. Kindleberger, K. Manturuk, A. Smith Powers & A.R. Payton, 2009: The Undeserving Rich: “Moral Values” and White Working Class. *Sociological Forum* 24: 225–253.
- Rössel, J., 2005: Plurale Sozialstrukturanalyse. Eine handlungstheoretische Rekonstruktion der Grundbegriffe der Sozialstrukturanalyse. Wiesbaden: VS Verlag.
- Rössel, J., 2006: Allesfresser im Kinosaal? Zur Übertragbarkeit des Konzepts der kulturellen Allesfresser auf Deutschland. *Soziale Welt* 57: 259–272.
- Rössel, J., 2009: Sozialstrukturanalyse. Eine kompakte Einführung. Wiesbaden: VS.
- Rössel, J. & S. Pape, 2009: Was ist ein typischer Arbeiter? Stereotype über soziale Schichten. *Gruppendynamik und Organisationsberatung* 41: 57–71.
- Sachweh, P., 2010: Deutungsmuster sozialer Ungleichheit. Wahrnehmung und Legitimation gesellschaftlicher Privilegierung und Benachteiligung. Frankfurt a.M.: Campus.
- Schreier, M. & Ö. Odag, 2010: Mixed Methods. S. 263–277. in: G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*, Wiesbaden: VS.
- Schultheis, F., B. Bitting, S. Bühner, P. Kändler, K. Mau, M. Nensel, A. Pfeuffer, E. Scheib & W. Vogel, 1996: Repräsentationen des sozialen Raums im interkulturellen Vergleich. Zur Kritik der soziologischen Urteilskraft. *Berliner Journal für Soziologie* 6: 43–68.
- Schulze, G., 1992: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M.: Campus.
- Schwartz, B., 1981: Vertical Classification. A Study in Structuralism and the Sociology of Knowledge. Chicago: University of Chicago Press.
- SINUS, 1983: Die verunsicherte Generation. Jugend und Wertewandel. Opladen: Leske + Budrich.
- Small, M.L., 2011: How to Conduct a Mixed-Methods Study: Recent Trends in a Rapidly Growing Literature. *Annual Review of Sociology* 37: 57–86.
- Solga, H., P.A. Berger & J. Powell, 2009: Soziale Ungleichheit – Kein Schnee von gestern! Eine Einführung. S. 11–45. in: H. Solga, J. Powell & P.A. Berger (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Southerton, D., 2002: Boundaries of “Us” and “Them”: Class, Mobility and Identification in a New Town. *Sociology* 36: 171–193.
- Spellerberg, A., 1996: Soziale Differenzierung durch Le-

- bensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in Ost- und Westdeutschland. Berlin: Sigma.
- Sutterlüty, F. & L. Walter, 2005: Übernahmegerüchte. Klassifikationskämpfe zwischen türkischen Aufsteigern und ihren deutschen Nachbarn. *Leviathan* 33: 182–204.
- Tajfel, H., 1978: *Differentiation between Social Groups: Studies in the Social Psychology of Intergroup Relations*. London: Academic Press.
- Tajfel, H. & J. Turner, 1986: *The Social Identity Theory of Intergroup Behavior*. S. 7–24. in: S. Worchel & W.G. Austin (Hrsg.), *Psychology of Intergroup Relations*. 2nd edition. Chicago: Nelson-Hall.
- Tashakkori, A. & C. Teddlie (Hrsg.), 2010: *SAGE Handbook of Mixed Methods in Social and Behavioral Research*. 2nd edition. London: Sage.
- Ullrich, C.G., 1999: Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. *Zeitschrift für Soziologie* 28: 429–447.
- Vester, M., P. von Oertzen, H. Geiling, T. Herrmann & D. Müller, 2001: *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Zerger, F., 2000: *Klassen, Milieus und Individualisierung. Eine empirische Untersuchung zum Umbruch der Sozialstruktur*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Zick, A., 2008: *Die Konflikttheorie der Theorie sozialer Identität*. S. 409–426. in: T. Bonacker (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung*. 4. Auflage, Wiesbaden: VS.

Autorenvorstellung

Patrick Sachweh, geb. 1979 in Ludwigshafen am Rhein. Studium der Sozialwissenschaften in Mannheim und Bloomington, USA. Promotion in Bremen. Von 2005–2009 Doktorand und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS), Universität Bremen; von 2009–2010 Postdoc-Stipendiat am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Köln; seit 2011 Akademischer Rat auf Zeit an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Forschungsschwerpunkte: Soziale Ungleichheit, Soziologie des Wohlfahrtsstaates und der Sozialpolitik, Wirtschaftssoziologie, qualitative und quantitative Methoden.

Wichtigste Publikationen: *The Moral Economy of Inequality. Popular Views on Income Differentiation, Poverty and Wealth*, in: *Socio-Economic Review* 10, 2012; *The Welfare State and Equality? Stratification Realities and Aspirations in three Welfare Regimes* (mit S. Olafsdottir), *European Sociological Review* 28, 2012; *Deutungsmuster sozialer Ungleichheit. Wahrnehmung und Legitimation gesellschaftlicher Privilegierung und Benachteiligung*, Frankfurt 2010.